Lucas Ritter von Führich's

Ausgewählte Schriften.

Im Einvernehmen mit der Familie herausgegeben
und mit einer einleitenden Biographie versehen

von

Heinrich von Wörndle.

Mit dem Bildnisse Lucas Ritter von Führich's.

Stuttgart
Jos. Roth'sche Verlags-Buchhandlung
1891.

Lucas Ritter von Kührich's

Ausgewählte Schriften.

Im Einvernehmen mit der Familie herausgegeben
und mit einer einleitenden Biographie versehen

von

Heinrich von Wörndle.

Mit dem Bildnisse Lucas Ritter von Kührich's.

Stuttgart
Jos. Roth'sche Verlagshandlung
1891.

Ex
BibliothRegia
Berolinensi

Druck von Gebr. K. [illegible], Stettin.

Vorwort.

Der Herbstwind weht rauh und schonungslos durch die Lande. Dichte Nebel legen sich über Dorf und Stadt, das grüne, duftige Bild ist aus dem Rahmen verschwunden. Doch wir nahmen unauslöschlich das Frühlingsbild in unser Herz auf und bewahren die gute Hoffnung, wenn uns die Natur bereits ins traute Heim verbannt: „Es muß wieder warm und wonnig, grün und sonnig werden".

So freundlicher Leser, mag dieses Buch in stiller Stunde Dein Herz erwärmen und auffrischen; es erzählt Dir von dem Lebensfrühling, von dem Lebenssommer eines wackern Mannes. Lucas v. Führich, dessen kurze Biographie und einzelne Schriften dieses Büchlein enthält, hat den Kampf des Lebens in Gott ausgerungen.

Wie finden wir zartere Anregung zum Guten, wie könnte wohl unser Herz lieblicher begeistert werden für das Edle als durch ein Buch, das uns mit dem Leben eines Mannes bekannt macht, der Einer der Besten war? Wir dürfen namentlich der Männerwelt dieses Buch auf das Wärmste empfehlen und ihr zurufen: „Gehe hin und thue desgleichen"! Von Lucas von Führich dürfen wir mit dem Dichter sagen:

„Sanft war sein Leben; und so mischten sich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufstehen durfte und der Welt verkünden:
„Dies war ein Mann"!"

(Shakespeare: „Julius Cäsar 5. 5.")

Ein Mann war Lucas v. Führich, seines großen Vaters würdig. Ein ganzer Mann im Berufe, ein Mann voll Recht-

ſinn und Liebe im Urtheile, ein Felſenmann im Lebensſturme, ein Mann voll heiterer Sorge und Gottvertrauen in der Familie, ein Mann mit ganzer, glaubensvoller Seele; Lucas v. Führich war ein ganzer Katholik von der Fußſohle bis zum Scheitel. In ſeinem Herzen leuchteten innig warm die Brennpunkte des Glaubens und der Wiſſenſchaft. Dieſe durchglühten ſein ganzes Weſen und vollendeten das Bild des edlen, ſchönen Mannes.

Die Schriften Lucas von Führichs geben Zeugnis von dem echten Gelehrten, dem ſinnigen Kunſtfreunde und dem innigen Poeten, ſie zeugen von einem goldenen Herzen.

Nimmt doch der Gefertigte das ſchöne Bewußtſein mit ins Leben, daß Gottes Gnade ihn für etliche Jahre zu ſeinem geiſtigen Nutzen mit dem edlen Freunde v. Führich zuſammenführte und es iſt ihm ein Herzensparadies, ſich lebhaft dieſes ſeltenen Freundes oft erinnern zu können.

In den trüben Tagen geiſtiger Noth, in dieſem Herbſt der Zeit, wo Hochmuth und Egoismus die ſchönſten Blätter und Blüthen verwehen, die den Mann zieren ſollten; in eine Zeit, wo der Unglaube und Indifferentismus wie dichter Nebel ſich über die Geiſter gebreitet, da thut doppelt noth, namentlich die Männerwelt für Ideale, für wahrhaft Großes zu begeiſtern. Dazu wird das ſchön und warm geſchriebene Buch ſicherlich beitragen.

Ich danke meinem lieben Freunde, dem Herausgeber, im Namen der Leſer für die biographiſche Einleitung und für die Mühewaltung der Herausgabe; ebenſo Herrn Profeſſor Dr. C. Wolfsgruber, O. S. B. der in liebenswürdigſter und entgegenkommendſter Weiſe den Biographen unterſtützte.

Aus dem Buche heraus ſpricht der unvergeßliche Freund zu jedem der freundlichen Leſer mit Ovid: (Trist. lib. III.) „Da placidam lesso, lector amice, manum!“ „Reiche, freundlicher Leſer, mir Müden die friedliche Hand!“ Ja, reiche die Hand dem müde gewordenen, der ausgerungen! Er wird Dir Licht und Führer ſein am Lebenswege.

Mögen dieſe Blätter, die zarte Liebe ſammelte, ganz beſondere von der trefflichen Frau, den Kindern, der guten Schweſter und allen lieben Gliedern und Freunden der Familie Führich

aufgenommen werden als tröstliche Erinnerung und sonnige Ermunterung zu stetem Gottvertrauen!

Nimm nun deinen Weg, treffliches Büchlein, hinein in die Hütten und Paläste, wo gute, fromme Menschen wohnen, nimm deinen Weg hinein in die Herzen und sage allen mit mir:

„Friede um seinen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr."

(M. Claudius.)

Wien, im Oktober 1893.

Joh. M. Stöber.

Biographie.

Lucas Ritter von Führich.

(Lebensskizze.)

„Wenn wir den äußern Lebensgang des Mannes überschauen, überkommt es uns gar mächtig, wie wenig das Anspruch auf den Namen Leben hat, was äußerlich mit einem Menschen vorgeht."
Mit diesen Worten Lucas von Führichs über seinen gelehrten Freund Dr. J. Fick können wir füglich auch sein eigenes Lebensbild einleiten, wennschon wir überzeugt sind, daß er selbst energisch gegen das Unternehmen, seiner rühmlich zu gedenken, protestieren würde. Bescheiden und anspruchslos war auch sein Leben, an dem ein oberflächliches Auge wenig oder nichts Bemerkenswerthes zu finden vermochte; aber er war ein außergewöhnlich frommer Mann, von ehrenwerthem Charakter, ein leuchtendes Beispiel seiner Familie, ein treuer Diener seines Kaisers, vor Allem ein mustergiltiger Katholik — Eigenschaften, die es gerechtfertigt erscheinen lassen, seinen Lebensgang auch demjenigen vorzuführen, dem es nicht gegeben war, diese reine, fromme Seele in ihrer vollen lauteren Klarheit kennen zu lernen.

Eine Biographie Führichs ist in der glücklichen Lage, nicht erst mit dem Namen des Geschilderten bekannt machen zu müssen, denn in frischem Gedächtniß steht der Name des gottbegnadeten Künstlers, dessen seelenvolle Schöpfungen gleich Aposteln des Christenthums in alle Welt gegangen. Der jung verheirathete Meister Josef Führich hatte sich 1834 als II. Custos der akademischen Gemäldegallerie in Wien niedergelassen und hier ward ihm am 6. Juni 1835 ein Söhnlein geboren, das in der heiligen Taufe den Namen des Patrons christlicher Kunst, Lucas, erhielt. Dem vierjährigen Knaben schrieb seine fromme Mutter auf ein einfaches Bildchen „die fünf heiligen Wunden" darstellend, das derselbe dem Vater als Namenstagsangebinde übergab, den Wunsch: „Allerliebster Vater! Gebe Gott, daß du, so lange ich lebe, bei mir bist und daß wir dann alle in den Himmel

kommen!" — Mit kindlicher Andacht sagte der kleine Lucas diesen Spruch auf — und der Grundzug dieses Wunsches blieb in seinem Herzen haften; so verstand es die christliche Mutter, schon von den ersten Tagen der Jugend an Herz und Gemüth dorthin zu leiten, wo sein Endziel sein sollte: nach oben, zu Gott! Die Heimstätte der Jugend am alten Salzgries in Wien hat Führich späterhin*) selbst in pietätvoller poetischer Weise geschildert. In diesen bescheidenen Räumen wuchsen Lucas und seine jüngeren Geschwister Max, Anna und Paula heran, sorgsam behütet und geleitet von treuen Elternhänden; Großmutter und des Meisters Schwester „Tante Marie" vergrößerten späterhin den Kreis der Familie, erstere die Herzen der Jugend im Fluge für sich gewinnend. In diesen kleinen, frohen Kreis brachte der Winter 1841 auf 1842 schweres Leid; während der Vater durch ein Fußleiden wochenlang an's Bett gefesselt war, erkrankten die drei älteren Kinder an einem tückischen Halsübel, dem endlich Max, „das kräftigste und fröhlichste der Kinder" erlag. Die beiden Brüder hatten mit aller Liebe ihrer Herzen aneinander gehangen und als Lucas „durch ein unvorsichtiges Wort den Tod seines Bruders und Gespielen — den man ihm verheimlicht hatte — erfahren, war er auf lange Zeit wie gebrochen und ohne Lebenslust."**) Die Mutter hatte sich in dieser Periode einer „Glaubensprobe" — wie Hofrath Führich sich oft ausdrückte — als „wahrhaft starkmüthige Frau" erwiesen, deren frommes Gottvertrauen auch den Vater wieder aufrichtete.

Den frohen Kinderjahren folgten die schon ernsteren Jahre der Studentenzeit. Lucas besuchte das Benedictinergymnasium bei den Schotten in Wien und widmete sich mit bravem Eifer seinen Studien, eine Zeit, auf welche er stets gerne zurückblickte, weil sie gut angewendet worden. Ein idealer Zug machte sich damals schon bei dem zarten, stillen Jungen geltend: seine Vorliebe für Botanik und die damit verbundene Freude an Gottes schöner Natur. Gerne unternahm er mit gleichgesinnten Genossen Streifzüge nach dem Hermannskogel, Kahlenberg u. s. w. und wenn er dann abends daheim seine reiche Ausbeute ausbreitete, dann erquickte sich auch der Vater an

*) Diese „Erinnerungen aus einer Künstlerwohnung" haben wohl mit Recht deshalb einen Platz in dieser Sammlung von Aufsätzen Führichs gefunden, da sie uns Führichs Jugendzeit in lebendigster Zeichnung bieten.

**) Führich Selbstbiographie Wien 1873.

dem Frühlingsdufte der heimgebrachten botaniſche Schätze und dem Eifer ſeines Sohnes. Derſelbe behielt dieſe reine Freude an der Herrlichkeit der Pflanzenwelt ſein ganzes Leben lang und brachte auch als gereifter Mann von weiteren Fußtouren mit ſeinen Kindern gerne ein duftiges Sträußlein heim. Zu den Jugendfreunden zählten zumeiſt die Söhne von mit Meiſter Führich befreundeten Familien, wie z. B. des Hofſekretärs v. Streinsberg und des Diplomaten Graf Hübner, dann des Hiſtorienmalers Kupelwieſer. Beſonders bei letzterem fand ſich die frohe Jugend oft im Garten zuſammen. Da durfte dann nach dem Abendeſſen auch das junge Volk zuhören, wenn die beiden Väter aus dem Schatze ihrer Erinnerungen und Erfahrungen ſo manches zum beſten gaben. Unvergeßlich blieben Lucas die Heimwege, wo er mit dem Vater über das Glacis vorauswandernd deſſen Erklärungen der Sternbilder lauſchte, während Mutter und Tochter folgten; und auch er betrieb in ſpäteren Jahren gerne mit ſeinen Kindern das „Sterngucken.“ Wie bei Meiſter Führich allwöchentlich des Dienstag Abends Kunſtgenoſſen und Freunde ſich zuſammenfanden, ſo vereinigte ſich dort auch das junge Volk an Ferialtagen zu geſelligem Spiele, beſonders zu Theateraufführungen, wobei Mutter Führich in zweifelhaften Fällen ſtets als letzte, ausſchlaggebende Inſtanz angerufen wurde. Sie, die in ihrer ruhigen Schlichtheit den jugendlichen Freunden ihres Sohnes ſowohl wie den Schülern und Freunden ihres Mannes imponirte, genoß in reichſtem Maaße die zärtliche Liebe ihrer Kinder; ihr wurden alle Herzensangelegenheiten in erſter Linie anvertraut, aber kein Zaudern gabs, wenn ſie dann einem ihrer Kinder ſagte: „Und nun geh' und ſag's auch dem Vater.“ — Und beide Eltern verſtanden es, all die kleinen Vorkommniſſe der Jugend durch den Hinblick auf den göttlichen Kinderfreund doppelt ſchön zu machen; darum ward auch für dieſelbe das trauliche Elternhaus der Inbegriff alles Glückes und blieb es für alle Zeiten. Als Meiſter Führich ſpäterhin an den Fresken der Johanniskirche in der Jägerzeile arbeitete, holte ihn ſeine Familie an Sommerabenden regelmäßig zu einem Spaziergange in den Prater ab, wo ſich in einem Gaſthauſe an der Feuerwerkswieſe oft an zwanzig Künſtler und Kunſtfreunde zuſammenfanden. In dieſe Zeit fällt auch ein Beſuch Peter Cornelius, und vor „dem kleinen Männchen mit den Adleraugen“ kam Lucas immer eine gewiſſe Beklemmung an.

In dieses gemüthliche und freundliche Künstlerheim brachte das Sturmjahr 1848 einen jähen Umschwung: die Welt wurde politisch und mit der ruhigen, klaren Entwickelung war's vorbei. Führich hat die Eindrücke jener stürmischen Tage in seinen „Erinnerungen aus einer Künstlerwohnung" so lebendig geschildert, daß wir darauf verzichten dürfen, dieselben hier wiederzugeben. Der Sturm der Geisterwelt riß selbst alles Friedliche und Widerwillige mit sich fort; so ziemlich alles kam damals aus Rand und Band und Führich, der gerade die III. Klasse frequentirte, sagte in der Erinnerung an diese Tage: „Waren doch wir Knaben am Schotten-Gymnasium mit aller Energie kaum mehr notdürftig im Zaume zu halten." Auch Meister Führich entschloß sich, dem turbulenten Treiben der Hauptstadt den Rücken zu kehren und die Familie fand einen friedlichen Zufluchtsort bei den Verwandten mütterlicherseits im nordböhmischen Städtlein Schönlinde. Damit hatten auch die Studien des jungen Lucas eine arge Störung erfahren; er sollte sie nun privatim fortsetzen und es ist gewiß bezeichnend für den jungen Studiosus, daß er trotz der überhasteten Abreise auch nicht eines seiner Bücher mitzunehmen vergessen hatte. Das Lehramt übernahm auf des Vaters Bitte der damalige Caplan jetzt Prälat Seifert, der ihm nachhin durch innigste Freundschaft verbunden blieb und nach des Hofraths Ableben schrieb: „Ich habe in meinem langen Leben in der Seelsorge und im Lehrfache viele Hunderte von Schülern gehabt, darunter auch viele dankbare aber keinen dankbareren als ihn. Von den Knabenzeiten, in seinen Studienjahren, auf allen Stufen der Beamtenlaufbahn bis hinauf zum Hofrathe hat er mir seine Liebe bewiesen. Er war und blieb immer: Mein lieber, guter Lucas!" — Fleiß und glückliche Fassungsgabe ersetzten den Mangel eines vollständigen Unterrichts, so daß der Studiosus nach der Rückkehr seiner Eltern nach Wien im April 1849 mit Erfolg in die IV. Klasse aufsteigen durfte. Das altgewohnte Familienleben kehrte wieder, der Kreis der alten Freunde sammelte sich neuerdings um Meister Führich, der seiner Gewohnheit treu nun in stillen Nächten wieder über seinen Compositionen saß; mit Rücksicht auf diese Gewohnheit war es ein sinniges Geschenk zu nennen, als das Studentlein zum nächsten Weihnachtsbaume dem Vater eine Studierlampe bescheerte, mit der Widmung:

„Bin ich auch heut' von fremdem Glanz besiegt,
So sollst du mich darum doch nicht verlachen —

Wenn Alles schon in tiefem Schlummer liegt,
Will ich getreulich einsam mit dir wachen."

Diese poetische Probe — vielleicht eine der Ersten — zeigt, wie sehr der Gymnasiast schon sich zur Poesie hingezogen fühlte; kein Wunder auch, hatte er doch bereits Eichendorff, Redwitz und andere Sänger an seines Vaters Herde kennen und schätzen gelernt. Die Gymnasialzeit ging zu Ende, die Matura war glücklich überwunden und die Freude darob äußerte sich bei Führich ganz in der ihm eigenen frommen Weise; mit Bauer, der ihn im Latein unterrichtet, und Madjera, einem Schüler seines Vaters, pilgerte er nach Maria Zell. Welch freudige Gefühle bei diesem ersten Flug in die Alpen das junge Gemüth durchzogen, dessen erinnerte sich ein Decennium später noch gerne der absolvierte Jurist, da er abermals diese Bergstraße zog:

„Drei fahrende Schüler zogen
In's Steierland hinein,
Sie sangen und sie sogen
Manch' kühlen Tropfen Wein."

Das war ein frisches Wandern,
Der Erst' im Takt voran,
Drein sangen laut die andern,
Die Vöglein auch im Tann.

Sich selber führt er mit den Worten ein:

„Der Dritte hatt' vom Neste
Die Schwingen kaum gedehnt,
Hatt' nach dem Wanderfeste
Gar lang sich schon gesehnt"

nun war ihm dieser Wunsch in Erfüllung gegangen und bei der Gnadenmutter sagte er Dank für den guten Verlauf seiner Studienjahre.

Die Frage der Berufswahl trat jetzt an ihn heran; war es zu verwundern, daß er als Künstlersohn, dessen Sinn und Wesen von Liebe für die schöne, heilige Kunst durchdrungen, zu dieser hinneigte? Wohl anerkannte der Vater seines Sohnes entschiedenes Talent, doch rieth er ihm ernstlich ab, und Lucas hielt seines Vaters Meinung zu hoch, als daß er ihr nicht hätte folgen sollen. Er entsagte, wenn schon schweren Herzens, seinem Lieblingswunsche und wählte die Jurisprudenz, konnte es sich aber nicht versagen, auch als Jurist zwei Winter hindurch an der Akademie der bildenden Künste die Abendvorlesungen bei Prof. Joh. Nep. Geiger zu besuchen, der

später öfters sein Bedauern darüber äußerte, daß dieser „feinfühlige" Schüler sich nicht ganz der Kunst gewidmet.

Und Führich hat es auch nie ganz zu verwinden vermocht, daß er einen Beruf gewählt, dessen er sich nimmer von Herzen freute. Er widmete sich mit vollem Eifer seinen Studien, aber auch als Universitätsstudent blieb er in seinem äußeren Wesen still und ruhig, wie er's als Gymnasiast gethan. Nicht leicht drang die innere geistige Regsamkeit und Sinnigkeit nach außen; es war bei ihm in der Jugend wie auch im reifen Mannesalter seine übergroße Bescheidenheit, die das innere Feuer zurückhielt.

Es war die für das österreichische Schulwesen so mannigfach bedeutsame Aera des Ministeriums Thun, aus welcher (1855) ja auch die bisherige juridische Studienordnung stammt. Graf Thun hatte manchen hervorragenden Gelehrten für die Wiener Universität zu gewinnen gewußt, und waren es vor allem Hofrath Phillips und Arndts, die Führich am meisten unter seinen Lehrern verehrte.*)

Wie sehr die Verehrung besonders für Phillips angehalten, zeigt die Begeisterung, mit welcher er noch Decennien über seinen unvergeßlichen Professor schrieb: „Als Phillips zum erstenmale in

*) Wie hoch Führich das Andenken an seine Lehrer hielt, zeigt auch das Fragment eines in späteren Jahren niedergeschriebenen Gedichtes:

„Denk' ich der Zeiten, da ich selbst Student
Der Alma mater Rudolfina war,
— Es sind schon dreißig Jahre her und mehr —
So werd' der Schwermuth ich mit Mühe Herr.
— — — — — — — — — — — — —

Da glänzte Phillips' fein geschulter Geist
Und zeigt' uns alten, deutschen Rechtsgebrauch
In Sitt' und Namen unsres Heimathlands,
Und dichtgedrängt bei jungen Schülern saß
Im düstern Saale manch' ergrauter Gast.
Wie ein Senator aus der Römerzeit
Mit classischer Gelassenheit lehrt' Arndts,
Und unser lieber Hausgenosse Maaßen
Wollt' eben damals als Privatdozent
An hoher Schule sich habilitiren.
Sie alle standen treulich auf dem Grund,
Der allem Rechte sichern Halt gewährt. — — —
— — — — — — — — — — — — —

Ein treu Tirolerherz war Albert Jäger,
Der Öst'reichs Banner hielt in der Geschichte." —

günſtiger Abendſtunde ſein in Wien völlig neues Colleg über deutſche Reichs- und Rechtsgeſchichte abhielt, da konnte der größte Hörſaal die Menge der Hörer nicht faſſen. Er wurde veranlaßt, ſolches auch noch für einen Kreis von Männern zu veranſtalten, welche ihre Hochſchulſtudien ſchon vollendet hatten. Der Zudrang von 300 und mehr Hörern währte eine längere Reihe von Jahren, und immer wieder konnte man unter den Studierenden auch ergraute Männer erblicken, die dem Vortrage mit geſpannter Aufmerkſamkeit folgten." — Treue Dankbarkeit ſpiegelt ſich in dieſen Zeilen, welche einer biographiſchen Skizze des verewigten Rechtslehrers entnommen ſind, an der Führich wenige Tage vor ſeinem Tode noch arbeitete.

In dieſen Jahren (1855) ſtarb die Großmutter, für Lucas „ein tiefer Riß." Um insbeſondere den durch die anſtrengende Pflege erſchöpften Eltern nachhaltige Erholung zu verſchaffen, wurden die Ferienmonate in Gmunden zugebracht, wo der für Naturſchönheiten empfängliche Student ſich fleißig auf dem herrlichen See herumtummelte. Der nächſtfolgende Sommer 1856 brachte der jugendfrohen Seele eine der größten Freuden: die erſte weitere Ferienreiſe. „Ich muß" — ſchrieb er nach der Heimkehr an ſeinen Onkel in Schönlinde — „einen Zug der Gnade Gottes darin ſehen, daß es mir vergönnt war, den lange gehegten, ſehnſüchtigen Wunſch, unſer ſchönes deutſches Vaterland und vor Allem die Ufer des alten Rheinſtromes einmal durchwandern zu können, ich möchte ſagen, ſo ganz ohne mein Zuthun zu verwirklichen." Über Linz, wo er bereits den erſten brieflichen Gruß der zärtlich beſorgten Mutter vorfand, giengs nach Altötting und München, von wo die Fahrt nach Tirol fortgeſetzt werden ſollte. Die Bekanntſchaft mit einem Kölner Bildhauer verurſachte eine plötzliche Änderung dieſes Reiſeplanes; von Stuttgart aus ſchrieb Lucas den erſtaunten Eltern, daß er an den Rhein wandere. Meiſter Führich gab ſeine Zuſtimmung und empfahl den Sohn an ſeine alten Kunſtfreunde in den rheiniſchen Städten. „Wandle überall im Lichte der heiligen Offenbarung, ſie wird dir Alles richtig beleuchten und deuten: verkehre viel im Gebete mit den Helden des Glaubens, mit welchen wir durch die Gemeinſchaft aller Gläubigen in Verbindung ſtehen, denke an ihren Gräbern der zurückgebliebenen Deinigen mit einem Vaterunſer und Ave und werde dir im Anblick der hohen Werke heiliger Kunſt begeiſtert bewußt, was das iſt: Katholik zu ſein, beſonders bei den heiligen drei

Königen, dieſen rührenden Wanderern nach der heiligen Wahrheit des Erlöſers, deren Stern von der Höhe des Domes im alten deutſchen Strome ſich ſpiegelt, ein ernſter Mahner an die Sendung des deutſchen Volkes und eine wehmütige Rüge an unſer im Heiligſten zerklüftetes, in Ketzerei und Unglaube gefallenes, ſeiner Sendung ſo ſehr entfremdetes Volk." — Daß ſolcher Reiſeſegen des Vaters im Herzen des Sohnes lauten Widerhall fand, zeigen deſſen wiederholte, von Begeiſterung und Freude erfüllten Briefe. Überall fand er freundliche Aufnahme, verlebte mit Redwitz und Domherr Molitor genußreiche Stunden in Speyer, beſuchte Philipp Veit in Mainz und Profeſſor Deger auf Stolzenfels und landete endlich in Köln, wo er an Weihbiſchof Baudri einen väterlichen Freund gewann und „von deſſen Schätzen er in einem Briefe nicht zu ſprechen anfangen" wollte. Auf der Rückreiſe beſuchte er Steinle in Frankfurt, Redwitz und deſſen Mutter in Schmölz bei Bamberg; dann ging's über Würzburg und Regensburg heimwärts.

„Zur Donau zieh' ich heim, mein Rhein,
Will dir die Schweſter grüßen!
Den Trunk von dir noch ſchlürf' ich ein,
Bevor wir ſcheiden müſſen.
Du haſt manch' Märlein mir erzählt,
Mit deinem Sang mein Herz geſtählt —
Hab' Dank dafür mein Rhein!"

— lautete der Abſchiedsgruß des fahrenden Schülers, der mit übervollem Herzen und reichen Schätzen geſammelter Erinnerungen ins Vaterhaus zurückkehrte. Führich ſah den Rhein auch ſpäterhin mehrmals wieder, ſo 1858, wo er ſeinen Vater nach München, Köln und Düſſeldorf begleitete und dabei gar manchen bedeutenden Künſtler perſönlich kennen lernte.

Inzwiſchen gingen die Univerſitätsjahre zu Ende und im Herbſte 1858 trat Führich in den Staatsdienſt. Er wandte ſich anfangs dem judiciellen Fache zu, doch war er zuviel Gemüthsmenſch, als daß er dieſe Thätigkeit lange ausgehalten hätte. 1864 von St. Pölten, wo er die richterliche Rechtspraxis geübt, als Conceptsadjunct ins Miniſterium für Cultus und Unterricht nach Wien berufen, ward er 1867 Miniſterialconcipiſt, 1873 Miniſterialſecretär, 1877 Titular- und 1880 wirklicher Sectionsrath, 1884 Miniſterialrath. Dies in kurzen Daten der äußere Gang ſeiner an Dornen reichen Beamtenlaufbahn, über deren internen Verlauf ſich wohl nur wenig ſagen läßt, da er mit ängſtlicher Sorgfalt ſtets das Amtsgeheimniß

hütete; eine selbstständige Thätigkeit ergab sich ja für ihn überhaupt erst; nachdem ihm bestimmte Referate in Cultussachen übertragen worden waren. Nur so viel kann mit vollster Überzeugung gesagt werden: Hofrath Führich war stets ein pflichteifriger Beamter, ein treuer Diener seines Monarchen. Daß er bei den verschiedenen politischen Strömungen und den mehrfachen Änderungen im Personalstatus des Ministeriums sich stets der Gleiche blieb und nicht durch chameleonartiges Farbwechseln sich beliebt zu machen suchte, braucht wohl nicht betont zu werden. Äußerte er sich doch einmal zu seiner Frau in einem schwierigen Momente: „Wenn du mich auch ohne Ehren und Orden in den Sarg legst, machen wir uns nichts daraus; ich trachte nur nach meinem Gewissen meine schwere Aufgabe zu erfüllen." — Diesen Grundsätzen, besonders seiner unbestechlichen Gerechtigkeitsliebe sowie der freundlichen und noblen Art seines Benehmens war es zuzuschreiben, daß er bei der weitaus größeren Mehrheit seiner Amtskollegen geachtet und beliebt war, wenn selbe auch nicht immer seine Gesinnung theilten. Erwähnenswerth aus seiner amtlichen Thätigkeit sind seine unausgesetzten Bemühungen zur Hebung der „Hochschule für Bodencultur", welche er stets sein „Schmerzenskind" nannte; auch hatte er bis zu seinem Tode das Referat über die „technischen Hochschulen" inne, denen seine hauptsächlichsten Arbeiten gewidmet waren. Als Referent über die „nautischen Schulen" unternahm er 1878 eine Inspektionsreise durch die österreichischen Hafenstädte der Adria; leider verbietet es der engezogene Rahmen dieses Lebensbildes, auch nur auszugsweise seiner diesbezüglichen, trefflichen Reisebriefe zu gedenken.

In die erste Zeit nach dem Eintritte ins praktische Leben fiel ein für Führich bedeutungsvolles Ereigniß. Auf einer Ferienreise nach Böhmen, die sich dann in Begleitung des seinem Vater befreundeten Schuldirectors Schlegel von Schönlinde zu einem Wanderfluge nach Dresden, Berlin und der Insel Rügen ausdehnte, hatte er 1857 zu Prag die Tochter Bertha des Galeriedirektors Kratzmann kennen gelernt, und 1859 erfolgte die Verlobung mit derselben in Pyhra bei St. Pölten, wo Familie Führich zum Landaufenthalte weilte. Führich hatte wohl nie diese Wahl zu bereuen. Dies war ein Sonnenstrahl in die freudelose Öde seiner Amtsthätigkeit zu St. Pölten und wohlgemuth wanderte er in diesen schönen Wochen fast täglich in seinen freien Stunden nach dem waldumschlossenen Dörfchen, das sein

Liebſtes beherbergte; und als die Familie mit der Braut nach Wien zurückgekehrt war und er eines Tages Pyhra wieder beſuchte, ſchrieb er bewegten Herzens folgende Zeilen:

„So grüß' ich noch einmal dich wieder
Mein trautes, lieblich ſtilles Thal,
Schwermüthig blick' ich zu dir nieder
Vom Waldesſaum im Mondenſtrahl.

Da liegſt in Träumen du und Schlummer
Und deine Wälder rauſchen ſacht,
Als drückt' auch dich wie mich ein Kummer
Weht ſchwer dein Athem durch die Nacht.

Als hülltest du in Nebeldüfte
Dich trauernd, weil der Frühling ſchied.
Weil nimmermehr die ſonn'gen Lüfte,
Der Wald nicht tönt von Liebchens Lied,

Weil aus dem lieben Fenſter nimmer
Ein freundlich Licht herniederlacht;
Erloſchen iſt der traute Schimmer,
Und aus dem Fenſter ſchaut die Nacht."

So mancher poetiſche Gruß des „Vereinſamten" flog noch in die Weite ehe er nach Wien zurückoerſetzt wurde. Wie klingt doch ſo lieblich ſein Abſchiedslied an die Braut:

„O Morgenſtrahl, o Lerchenlied,
O Frühlingshauch ſo rein,
Du webſt ſo recht tief in's Gemüth
Mir Wanderluſt hinein.

Leb' wohl mein Lieb, 's iſt Gottes Will',
Schirm' dich der Englein Schaar,
Daß fort du blühſt ſo fröhlich ſtill
Wie dieſer Morgen klar."

Und mit der Poeſie einte ſich die Kunſt der Töne, die Führich durch ſein ganzes Leben mit Freude und großem Verſtändniß gepflegt; denn zu manchem Liede componierte er auch eine einfache aber gemüthvolle Sangesweiſe. Es war das Bündniß zweier junger Herzen, die beide aus dem elterlichen Hauſe einen großen Schatz mitbrachten: frommen Glauben und tiefe Religioſität. Auf dieſes Fundament geſtützt, mußte die gegenſeitige Liebe und Achtung auf

immer fortbestehen, ihnen war die Treue kein „leerer Wahn", und der spätere eigene Herd ward für Führich eine traute Stätte der Erholung und Erquickung, an der die sorgende Hand der Hausfrau in geräuschloser Weise schaffte.

Infolge übereifrigen Studiums war bei Führich nach abgelegter Richteramtsprüfung ein zweiter Fall von Nervenfieber aufgetreten, weshalb er für Erholung mit Bewilligung des Vaters im Sommer 1862 eine längere Reise nach Frankreich und England unternahm. Sein Begleiter war ein treuer Freund der Familie, Dr. Sebastian Brunner, der dem besorgten Professor Führich versprach, „den guten Lucas gesund und zufrieden wieder heimzubringen". „Voll wie eine Champagnerflasche" — wie ers selbst bezeichnete — kam er zurück. „Die Erfahrungen des Sohnes, welche dieser aus eigener Anschauung über Kunst und Architektur in Paris, Versailles, Antwerpen, Brüssel, Mecheln, London, Windsor, Oxford und Canterbury sich erworben, machten dem Vater eine unsägliche Freude" — berichtet Brunner.*) 1863 zog es ihn, wie schon erwähnt, wieder einmal zur Gnadenmutter nach Maria Zell, bei ihr sich Trost und Stärkung zu holen. Ihr hat der fromme Sänger eines seiner innigsten Lieder gewidmet:

„Mein' Schuld will all' ich legen
In Ihre Hand so rein,
Daß Sie bei Ihrem Sohne
Mein' Fürsprach möge sein." —

Mit solcher echter Religiosität ging Hand in Hand sein wahrhaft glühender Patriotismus. Führich war mit Leib und Seele Österreicher, dachte er doch 1866 daran, als Freiwilliger mit in's Feld zu ziehen. Von rührender Liebe für seinen Monarchen erfüllt, fühlte er Alles, was das Vaterland bewegte und erregte in freud- und leidvollen Tagen, als echter Österreicher im Innersten seines Herzens mit, und gar manchmal erklang in stiller Studierstube das Lied:

„Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht
Und biegt die knospenden Aeste,
Im Winde klingt ein altes Lied —
Das Lied vom deutschen Kaiser.

*) Seb. Brunner „Jos. R. v. Führich" Frankfurt 1888.

Mein Sinn ist mild, mein Sinn ist schwer,
Ich kann nicht lassen vom Lauschen,
Es klingt, als zög' in den Wolken ein Heer,
Es klingt wie Adlers Rauschen.

Viel tausend Herzen sind entfacht
Und harren, wie das meine,
Auf allen Bergen halten sie Wacht,
Ob roth der Tag erscheine." —

So apostrophirt er die Sage vom erwachenden Kaiser Karl im Untersberge in Verbindung mit der sehnlich erwartenden Geburt eines männlichen Sprossen seines Kaisers, welchen Tag er mit freudigem Sange begrüßte. Und tiefer, unaussprechlicher Schmerz bemächtigt sich seiner, als Jahrzehnte später dieses „Haupt von Kronenglanz umglüht" in die kühle Gruft gebettet wurde und nur der Blick nach oben, zum „ew'gen Vater", der, „nach unerforschlich weisem, ew'gen Schluß den Hohn der Hölle kehrt in Gnade," vermag den tiefgebeugten, glühenden Patrioten wieder aufzurichten:

„Halt' fest dein altes Banner, Österreich!
Und mußt du weichen übermächt'gem Feind,
So sinkst du doch wie sonst an Ehren reich.
O welch' ein Tod, des ew'gen Preises werth,
Ein Tod der Auferstehung ganz gewiß!" —

Diese Theilnahme für die Geschicke des kaiserlichen Hauses war eine aufrichtig wahre; noch in den letzten Wochen seines Lebens fühlte er die Trauer um die Erzherzoge Heinrich und Sigismund mit; und als ihm in den Tagen der letzten Krankheit der Hausarzt mittheilte, daß des Monarchen jüngste Tochter glücklich von einem gesunden Mädchen entbunden worden, äußerte er bewegt: „Endlich hat der gute Kaiser doch auch eine Freude; nun soll ihm der liebe Gott noch den Erzherzog Franz Salvator gesund machen."*) Wehmüthig klingt sein Lied an die „stolze Meerfey Miramare," da (1868) der unglückliche Kaiser Max von Mexiko heimgebracht wurde in die Gruft der Ahnen; zürnend klingt seine Antwort dem deutschen Dichter Friedrich Rückert, da dieser zum schleswig-holsteinischen Kriege (1864) den Bruderhaß genährt; laut und eindringlich tönt (1866) sein Mahnruf: „Auf Österreich!", da das Vaterland von Nord und Süd bedroht zum blutigen Waffengange rüsten mußte. (S. Anhang.)

*) Prof. C. Wolfsgrubers „Nachruf an Zhrich" im „Jahrbuch der Leo-Gesellschaft" 1892.

Freude über die Waffenerfolge der kaiserlichen Armee in Italien, schmerzliche Trauer über die Niederlage auf dem böhmischen Kriegsschauplatze spricht aus den Briefen jener Tage zwischen Meister Führich und seinem Sohne, welcher damals zur Erholung in den salzburgischen Bergen weilte.

Aber auch die politischen Zeitläufe außerhalb Österreich gingen nicht unbemerkt an ihm vorüber; gleich seinem Vater hielt auch er gerade in solchen Momenten den Rechtsstandpunkt vor allem Anderen fest und brachte seine conservative Anschauung gerne zum Ausdruck. Als 1866 päpstliche Werbeoffiziere durch Europa zogen, um begeisterte Söhne der katholischen Kirche zur Vertheidigung der weltlichen Herrschaft des Statthalters Christi auf Erden zu werben, da schlug auch Führichs Herz höher, und wäre nicht seiner geliebten Mutter zweifelndes Bangen dazwischengetreten, hätte man späterhin vielleicht auch ihn zu den Helden von Mentana zählen dürfen. Ergreifend schön sind die Worte, die er damals in einsamer Abendstunde niedergeschrieben:

— Zum fernen Süden schweifen die Gedanken,
Zur heil'gen Stadt des Geisterhirten Wohnung, —
Still ist's auch dort, gar ahnungsreiche Stille.
Der Posten schreitet einsam vor den Thoren
Des Vatikans — schaut auf zur Mondessichel:
Wenn voll der Mond wird, stand er mit den Brüdern
Wohl schon im Kampfe für die heil'ge Kirche!

Laß mich dich grüßen aus dem fernen Norden,
Du fremder Freund! Ob Franzmann oder Brite,
Ob Römer du, ob meines Stamm's Genosse,
In gleicher Gluth sind unf're Herzen einig:
Denn ich auch hoffte lange, lange Jahre
Gleich dir zu stehn als heil'gen Lebens Hüter,
Und eine Stunde Wachens gleich dem deinen
War meiner Jugendträume höchstes Sehnen,
Wofür kein Opfer ja mir schwer erschien." —

Sein Jugendtraum ging nicht in Erfüllung, allein in treuer Liebe hieng sein Herz am Stellvertreter Christi bis zur letzten Lebensstunde.

Die bisher angeführten poetischen Proben zeigen wohl, daß wir in Führich einen dichterisch veranlagten Geist vor uns haben; in seinen wenigen, erhaltenen Poesien liegt vielfach mehr Gehalt,

als in denen mancher zünftigen Dichter und seine „Ballade vom „irrenden „Ritter" (siehe Anhang) darf sich getrost neben den Schöpfungen vieler anderer Poeten sehen lassen. Jedoch übte er diese Kunst nur im Stillen und am liebsten gelegentlich häuslicher Feste, wie denn auch u. a. zartsinnige Grüße zur Jubelhochzeit seiner Schwiegereltern und zur Hochzeit seiner Schwester Anna erhalten sind; nur ein einzigesmal — bei Gründung der katholischen Ressource in Wien 1866 — brachte er ein eigenes dichterisches Produkt selbst öffentlich zum Vortrage — ein Zeichen, wie bescheiden er von seinem Können dachte.

Uebte Hofrath Führich die Kunst des Fabulirens nur im Verborgenen, so war er dagegen nach außen anderweitig schriftstellerisch thätig. Wie bereits bemerkt, war es ihm versagt geblieben, selbst die ersehnte Künstlerlaufbahn zu betreten; dafür stellte er seine nimmermüde, gewandte Feder in den Dienst der schönen Künste, darin thätig bis in die letzten Tage seiner irdischen Laufbahn. Seine reichen Kenntnisse in dieser Hinsicht hatte er nicht auf der Schulbank gesammelt, sondern dankte dieselben, soweit sie nicht ein Erbtheil seines begnadeten Vaters waren, eifrigem Selbststudium, dem Umgange mit gleichgesinnten Künstlern, Kunstfreunden und Schülern des Meisters, von denen so mancher die Lebensfreundschaft vom Vater auch auf den Sohn übertragen hatte. Ihm selbst war es ein Bedürfniß, aus der schalen Gegenwart mit ihrer modern gearteten Denkungsweise in die Reiche der Kunst und Litteratur zu entfliehen und dort Erholung und geistige Erfrischung zu suchen. Und was war natürlicher, als daß er, durch und durch selbst Künstlernatur, sich ganz besonders mit dem Studium der Kunst beschäftigte? War ihm ja sogar einmal Gelegenheit geboten, sich ganz der ihn erfüllenden Berufssehnsucht widmen zu können, da Benjamin Herder unter den annehmbarsten Bedingungen ihm anbot, seine Feder ganz in seine Dienste zu stellen; allein Hofrath Führich erklärte, „er wisse nicht, ob er einer so großen Aufgabe — Herder plante eine groß angelegte Kunstgeschichte auf katholischer Basis — gewachsen wäre und könne ein sicheres Brod für ein ungewisses nicht aufgeben." Damit hatte es sein Bewenden.

Führich hat seine an Zahl, mehr aber noch an Inhalt bedeutenden Arbeiten über Kunst und Künstler, denen vielleicht unser moderner Zeitgeist den Vorwurf der Einseitigkeit machen würde,

zumeiſt in verſchiedenen Zeitſchriften veröffentlicht; ihm galt vor Allem die „gläubige, ehrwürdige, heilige Kunſt", wie ſie ſein Vater geübt, deſſen Andenken der Sohn allzeit in unveränderlicher Pietät hochgehalten. Dieſer Kindesliebe danken wir die Herausgabe von „Joſef v. Führichs Briefe an ſeine Eltern" (Freiburg 1883) und des Altmeiſters Gedanken über „Die Kunſt und ihre Formen" (Würzburg 1881), die vorwortlichen Einbegleitungen der herrlichen Cyklen „Die Legende vom hl. Wendelin", „Das Leben Mariä" und der Contourzeichnungen „Aus der Paſſion"; das Andenken des Vaters verewigte Führich außerdem durch ein meiſterhaftes „Lebensbild" desſelben (Wien 1886), das durch die prächtig gezeichneten „Erinnerungen aus einer Künſtlerwohnung" ergänzt wurde. Führich legte gerade in dieſe Arbeiten die ganze Innigkeit ſeines religiöſen Empfindens, Fühlens und Denkens, und wenn er den Schöpfer des „Marien-Cyklus" mit der „wiederkehrenden Nachtigall des Waldes" und ſein Werk mit deren „alten, lieben Liedern" vergleicht, welche „die Jahrhunderte herauf die Herzen unſerer Voreltern erwärmten, daß ſie in all' dem Treiben der Alltäglichkeit, in all' dem durch Prunk und Bequemlichkeit ſchlecht verhüllten Niedergange des Lebens nicht alterten, bis ſie mit ihnen hinübergingen im Frieden" — ſo zeigt er damit wieder aufs Neue, daß auch er voll und ganz zu den frommen Romantikern in der Poeſie zählte. Der Freundeskreis des Vaters betrachtete auch den Sohn als zugehörig, der ſeinen dankbaren Sinn hiefür durch ſo manchen biographiſchen Nachruf bethätigte. Da war es vor Allem der Romantiker Moriz v. Schwind, deſſen „Lebensbild" (Leipzig) eine Muſterarbeit genannt werden darf; bald nach deſſen Ableben hatte er ihm einen warmen „Nachruf" gewidmet (Wr. Vaterland) und die Erinnerung an den „lieben, alten Meiſter Schwind" zieht ſich durch ſo manchen der Führich'ſchen Aufſätze. Ihm gilt auch die kleine, poetiſche Abhandlung über den „Weihnachtsmann"; und ſeine Entwürfe zu den Kreuzwegſtationen in Reichenhall erſcheinen durch ein Vorwort aus Führichs Feder einbegleitet. Weitere Gedenkblätter waren gewidmet den Hausfreunden Dr. Joſef Fick, Friedrich Overbeck, Carl Madjera, Ainger, Eduard v. Steinle, Phillips. Das „Morgenroth der neuaufgehenden deutſchen Kunſt," das den Meiſter Führich trotz ſeiner jungen Jahre bereits in hellem Lichte zeigte, die Zeit des Wiedererwachens chriſtlicher deutſcher Kunſt auf dem Boden der heiligen Roma und deren Re-

präsentanten bildeten den Ausgangspunkt für seine Kunststudien; er plante eine umfassende Bearbeitung jener Kunstepoche, fand aber leider nicht die nöthige Muße zur Verwirklichung dieses Herzenswunsches. Doch können einzelne seiner Aufsätze als Vorarbeiten hiefür bezeichnet werden. Da fesselte ihn vor Allem die Künstlererscheinung des Lübeckers Friedrich Overbeck. Ihm widmete er ein ausführliches Feuilleton im „Wr. Vaterland" wie im „Oesterr. literar. Centralblatt" und seinen Bemühungen war vielfach die Ausstellung der Overbeckschen Cartons im Wiener Künstlerhause zu danken, welche er in einem anderweitigen Artikel (Wr. Vaterland) behandelte. Hieher zählen ferner die Studien zu einer für die „Histor. polit. Blätter", die Führich zu ihren Mitarbeitern zählten, bestimmten Biographie Philipp Veits, wozu der interessante Briefwechsel Dorothea Schlegels mit ihren Söhnen den ersten Anstoß gab; sie blieb leider wie so manches andere unvollendet und liegt nur fragmentarisch vor. Führich liebte das Volksthümliche, das Gemüthliche und darum zählte noch einer zu seinen besten Freunden, zu seinen Lieblingen, der es wie selten einer verstanden, die Volkspoesie mit dem Stifte festzuhalten: Ludwig Richter. Reproductionen nach dessen Werken schmückten neben Schöpfungen des Vaters, Overbeck's, Cornelius', Steinle's u. a. Führichs Heim und Richters prächtige „Autobiographie" gab willkommenen Anlaß in einem Excerpte auch die eigenen Anschauungen über den sinnigen Kunstpoeten zu Papier zu bringen. Wie sehr er sich freute an den Werken bildender Kunst, besonders wenn selbe seinem Geiste und seiner Anschauung verwandte Pfade wandelten, zeigen seine Feuilletons über Trenkwalds „Marien-Cyklus" in der Votivkirche zu Wien und über Edmund v. Wörndles „Parcival" (Leopoldsblatt resp. Wr. Vaterland), welch letzteren er über Steinle's „Parcival-Trilogie" stellte. Doch blieb ihm einseitiges Kriterium fern, denn er anerkannte wahrhaft künstlerisches Schaffen wo und wie er es fand und vermied es, wo er nur konnte, schroff über Kunstwerke abzurtheilen; dies beweisen seine mehrfachen Referate über die Jahresausstellungen im Wiener Künstlerhause (Wr. Vaterland), in denen er gerne das Lobenswerthe lobte und geradezu mit Vorliebe hervorhob. Bei seinem tiefreligiösen Charakter darf es aber auch nicht wundernehmen, wenn sein inneres Gefühl sich gegen die Blasehemien eines Wereschagin, gegen die rationalistischen Carricaturen eines Fritz Uhde, Böcklin und

anderer Materialisten empörte und er Anlaß nahm, auch seine Meinung darüber öffentlich zu äußern. Sein höchstes Ideal waren die bildenden Künste im Dienste der Kirche; zum würdigen Schmucke des Gotteshauses dünkten sie ihm berufen, „als wesentliche Ergänzung und Belebung des in den baulichen Formen gegebenen Grundtones." Er hat diesen Gedanken in dem Aufsatze „Ein Wort über das Verhältniß der kirchlichen Baukunst zu den bildenden Künsten in der Gegenwart" gründlich und eingehend behandelt. Als conservative Natur festhaltend an dem Guten vergangener Zeiten empfand er es schmerzlich, wenn irgend ein altes Kunstwerk oder historisches Denkzeichen seiner Vaterstadt der Vernichtung oder Verstümmelung preisgegeben wurde und energisch führte er seine Feder gegen gewisse Strömungen im Wiener Dombauverein, als es galt, das imposante Riesenthor des altehrwürdigen St. Stefansdomes zu retten. Aus diesem Impulse entstanden die Feuilletons „Restauration alter Kunstwerke" und „Die Façade des St. Stefansdomes" gerichtet gegen eine Gattung von Kunstregeneratoren, welche im „Abklopfen der Patina" und im „Wiederübertünchen" das höchste Ziel ihres Restaurationsprogramms suchte. Von einem kleinen Kreise von Gesinnungsgenossen war es wohl seinen Bemühungen in erster Linie zu verdanken, daß ein kaiserliches Machtwort die Verdrängung des Riesenthores und damit eine Umgestaltung am alten Dome der Kaiserstadt verhinderte. Hieher gehört auch die bedeutsame Schrift „Styl-Gothik", in welcher er die Anschauung, daß der gothische Styl die allein richtige Verkörperung der kirchlichen Baukunst sei, bekämpft.*)

Auch auf seinen Reisen versäumte er nie diesbezügliche Studien zu machen, so z. B. über den „Dom von Rheims" und über „kirchliche Bauten in Dalmatien", welch letztere gleichfalls Fragment geblieben sind. Damit wäre seine schriftstellerische Thätigkeit auf dem Gebiete der Kunst ziemlich erschöpfend aufgezählt; zeitlebens bereit, „den Himmelsgeist der Wahrheit zu verfechten", führte er unermüdlich die Feder für die Wiederbelebung echter, wahrer Kunst als treuer Sohn seines edlen Vaters, dessen Beispiel ihm voranleuchtete bis zum allzufrühen Tode. Aber auch andere Themate faßte Führich auf, so die Tagesfrage des „Antisemitismus", den er „mit Ruhe und Wahrheitsliebe" behandelte. In den historisch-politischen

*) Abgedruckt im „Jahrbuch der Leo-Gesellschaft 1892".

Blättern veröffentlichte er außer der Biographie seines Freundes Dr. Fick auch dessen „Briefe über Schiller“ und polemisirte in derselben Zeitschrift energisch gegen einen kritischen Nörgler für „Franz Grillparzer“, den „Dichter der Treue“. Mit Begeisterung recensirte er Domanigs „Kronenwirth von Hall“*) wie er denn auch als Recensent für das „österr. lit. Centralblatt“ und andere Blätter vielfach beschäftigt war. Aber diese Thätigkeit übte er nicht auf engherzige Weise, sondern so wie er einmal einem Recensenten zugesungen:

„Des Dichters Flügelkind du mißt
Mit krit'schen Brillen auf der Nase,
Wie Schmetterling' in Fach und Glase
Hübsch glatt gedrückt und aufgespießt —

Umsonst ist all dein peinlich Mühn'
Soll ihre Wunder sie erschließen,
Laß unberührt auf sonn'gen Wiesen
Die bunte Schaar vorbei dir ziehn!“

Und wie er es verstanden, manch hübsche Erinnerung von seinen Wanderfahrten mit dem Stifte im Skizzenbuche festzuhalten, so verstand er auch die Wunder der Natur und die aus dem Volksleben empfangenen Eindrücke in Worte zu kleiden; einem Aufenthalte in den schönen Bergen Salzburgs (1866) danken zwei Aufsätze „Sagen aus dem Pinzgau“ (W. Vtld) und „Eine Pinzgauerwallfahrt“ (Salzb. Chronik), in welcher er einen Übergang nach Heiligenblut schilderte, ihr Entstehen. Führich übte diese fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit in bescheidenster Weise, hat er doch die wenigsten seiner Aufsätze mit seinem Namen unterzeichnet; er wollte nicht prunken damit, allein diese seine Thätigkeit blieb dennoch nicht unbemerkt. Kurze Zeit vor seinem Ableben constituirte sich in Wien die österreichische „Leo-Gesellschaft“, deren Gründung ihn mit großer Freude erfüllte und die er nach Kräften gefördert; die Gesellschaft wählte ihn ins Direktorium — am Tage darauf schied er aus dem irdischen Leben. Aber noch in anderer Weise bethätigte Führich seine Vorliebe für Litteratur und wissenschaftliches Streben. „Es ist ein hartes, aber nicht unbegründetes Wort“ — bemerkt Prof.

*) Führich las denselben zuerst im Manuskript und erinnert sich Herausgeber hiebei, wie derselbe durch die Stelle im V. Act, wo die „Straubin“ die Mutter der Schmerzen um Hilfe anfleht, bis zu Thränen gerührt wurde.

Wolfsgruber in seinem Nachrufe an Führich — „daß die Zahl der Männer, welche außer der Lectüre von Tagesblättern noch ernste Lesung pflegen, immer kleiner wird.“ Zu diesen Wenigen zählte Führich, der zur Unterstützung der guten Sache gerne bedeutendere Erscheinungen des Büchermarktes für seine Bibliothek erwarb, wobei er noch einen weiteren Zweck verfolgte. Wenn an den Winterabenden der kleine Familienkreis sich wieder enger aneinanderschloß und derselbe abwechselnd bei ihm oder seinem nebenan wohnenden Schwager, dem Historiemaler August v. Wörndle, beim Schimmer der Hängelampe sich versammelte, dann kam die gemeinsame Lectüre zur Geltung; er selbst übernahm für gewöhnlich das Amt des Vorlesers, das er nur selten bei stärker fühlbarem Unwohlsein einer jüngeren Kraft überließ. Er verlangte allgemeine Aufmerksamkeit, verstand aber auch stets eine Lectüre von allgemein fesselndem Interesse zu wählen, dabei stets auf die ihn umgebende Jugend, zu der in den letzten zehn Jahren noch zwei Neffen und ein Studiengenosse seines Sohnes zählten, besonders Bedacht nehmend.

Janssen, Böhmer, Hübner, Veith, Baumgartner, Weiß, Ketteler u. a. Schriftsteller wurden neben Dichtern wie Fr. W. Weber, Henfel u. s. w. mit Vorliebe gewählt; aber auch dem Humor blieb ein Plätzlein gewahrt, und Fritz Reuter, Stieler, Mission und andere Dialectiker, von denen Führich besonders Erstgenannten vorzüglich wiederzugeben verstand, waren da heimisch.

Nachdem sein einziger Sohn Max die Universität bezogen, kam er dadurch auch mit der studierenden Jugend mehr in Berührung, ja er verschmähte es nicht, die Ehrenmitgliedschaft einer katholischen Studentenverbindung, welcher sein Sohn angehörte, zu acceptieren. „Wie kaum ein anderes Ehrenmitglied“ — schreibt einer dieser begeisterten jungen Verehrer des Hofraths dem Herausgeber — „nahm er am Leben Norica's regen Antheil; die Festlichkeiten der Verbindung besuchte er meist sogar in Gesellschaft seiner Familie, und manche schlichte Kneipe gestaltete sein Erscheinen zu einem unvergeßlichen Abend, besonders wenn er, wie in der Weihnachtszeit, das Wort ergriff und mit Milde und Macht zur eifrigen Pflege der katholischen Wissenschaft ermunterte und so recht im Geiste seines gottbegnadeten Vaters die momentane Stimmung mit der Weihe des Festes, die schlichte Wirklichkeit mit dem letzten und höchsten aller Zwecke sinnig verknüpfte.“ — Hofrath Führich liebte das fröh-

liche Studententhum und sah gerne über einen unüberlegten Jugendstreich hinweg; allein er, der selbst ein Mannesherz ohne Falsch in der Brust trug, wußte auch auf die jugendfrischen veredelnd einzuwirken und sich dadurch deren Liebe und Achtung zu verschaffen. „Ich wünsche den jungen Leuten" — sagt er in einem Briefe an den Schreiber dieser Scizze — „neben frischem Jugendmuthe recht begeisterten Wissensdrang; der thut Noth, wenn die katholische Wissenschaft blühen soll." — Und wie ihn diese jungen Männer zu schätzen wußten, drückt sich kaum besser aus als in dem Nachrufe, den einer derselben bei Erweisung der „letzten studentischen Ehre" dem Heimgegangenen gehalten: „Nie wohl hat das „weiß-blau-goldene" Band eine edlere Brust geschmückt als die Seine — — —. Sein Leben war aufgebaut auf Religion, Wissenschaft und Tugend; es war ein Prachtbau von so harmonischem Gefüge nach Innen und Außen, das jeden, der ihn kennen lernte und in den Kreis des zauberhaft schönen Familienlebens eingeführt wurde, mit Ehrfurcht und Hochachtung, mit Liebe und Verehrung erfüllen mußte." —

Aber nicht allein seine Jugendfreunde schätzten ihn hoch; mehr noch thaten dies die Alten, zum Theile noch Freunde seines Vaters. Hofrath Führichs gesellschaftliche Beziehungen waren nach heutigen Begriffen keine ausgebreiteten, doch besaß er einen wenngleich nicht großen so um so werthvolleren Freundeskreis. Se. Excellenz Cardinal Fürsterzbischof Dr. Gruscha, Prälat Josef Seifert, Hofrath Damian, R. v. Schroff, die Professoren Dr. Fick, Kupelwieser, Phillips und Arndts, Prälat Dr. Sebastian Brunner, Freiherr von Helfert, M. v. Schwind, Hofrath Maaßen, Director Schlegel, Gallerie-Director Kratzmann, Prälat Josef Willim, Baron Max Gagern, Professor Clemens Kicky, Baron Biegeleben, August von Pelzeln, Freiherr von Meysenbug, Graf Hübner, Oberbergrath v. Bergmann, Regierungsrath Radnitzky, die Redemtoristenpatres Kassewalder und Schaller u. a. zählten zu den an Alter überlegenen Freunden, deren Mehrzahl im Laufe der letzten Jahrzehnte mit Tod abgegangen. Von Freunden der jüngeren Generation wären zu nennen insbesondere Professor Carl R. v. Schroff, Christian v. Streinsberg, Dr. Capellmann, Hofrath August R. v. Jauner, die Schüler seines Vaters Carl Madjera, Edmund v. Wörndle, Wenzel Noltsch und sein Schwager August v. Wörndle, ferner Professor Michael Rieser, Dr. Theodor Rathrein, Professor Wilhelm Waagen, Professor Trenkwald, der

Hausarzt Dr. Unterholzner, endlich aus den letzten Jahren Dr. Victor v. Fuchs, Hofrath v. Bauer-Bargehr, Prälat Dr. Franz Schindler, Professor Dr. Wolfsgruber sowie sein Seelenrath Curpriester Johann M. Stöber u. a.; selbst Dr. Franz Brentano hing trotz seiner entgegengesetzen religiösen Anschauung mit wahrer Hochachtung an ihm und sprach bei seinem Tode die Worte aus: „Nun haben wir einen der Besten verloren." — Sein Schwager Wörndle, Radnitzky, Bergmann und Roltsch bildeten mit ihm das erwähnte Cafféehauskränzchen und an den Dienstagabenden in der „goldenen Ente", wo Baron Helfert, Prälat Schindler, Baron Vogelsang und andere Koriphäen katholischer Wissenschaft zusammenkamen, war er ein gern gesehener Theilnehmer. Sonst verkehrte er wenig außer Hause, freute sich aber sehr, wenn einer dieser Freunde an seinem gastlichen Tische sich einfand, besonders an den langen Winterabenden, wo dann in traulichem Zusammensein bei ernsten und heiteren Gesprächen die Stunden oft nur zu rasch verflogen.

Von Jugend auf von oft zu großer Bescheidenheit für seine eigene Person erfüllt, war er bei solchen Gelegenheiten stets bemüht, dem anwesenden Freunde den ersten Platz im gemüthlichen Familienkreise einzuräumen.

Haben wir Hofrath Führich bisher in seinem Jugendstreben, als pflichteifrigen Beamten und treuherzigen Freund, als Förderer von Kunst und Wissenschaft gezeigt, so erübrigt nun noch, ihn als christlichen Familienvater wie als treuen Sohn seiner Mutter, der katholischen Kirche zu schildern.

Am 11. Mai 1867 trat er mit seiner erwählten Braut zum Traualtare. Seine fast 25jährige Ehe war eine glückliche und das Muster einer christlichen Vereinigung und schon freute man sich auf den Tag der silbernen Hochzeitsfeier, als Gottes unerforschlicher Ratschluß dieses freudige Hoffen in Trauer wandelte. Ein Sohn und vier Töchter bildeten den traulichen Familienkreis, in welchem er als treuer Gatte und Vater seines erhabenen Amtes waltete. Ihm galt sein ganzes Denken und Fühlen, ihm war der Haupttheil seines Schaffens gewidmet; allein still und geräuschlos, wie er selbst wandelte, war auch sein Wirken. Mit Gott, womöglich mit dem Besuche der hl. Messe, ward das Tagewerk begonnen und mit Gott beschlossen, und nie versäumte er des Abends jedes seiner Kinder, seinen liebsten Schatz, mit dem Zeichen des hl. Kreuzes zu segnen.

Noch am letzten Abende seines Lebens machte er in der Richtung, wo seine Kinder schliefen, vom Krankenbette aus jedem das Kreuzzeichen; dann sprach er sein stilles „Gott sei Dank", wie jedesmal, wenn er sein Licht auslöschte, ob auch etwa der Tag arm an Freuden und reich an Sorgen gewesen. Den Seinigen „ein leuchtendes Beispiel", für sich selbst anspruchslos und bescheiden in jeder Beziehung, war er bestrebt sein eigenes Thun seinen Kindern als Richtschnur vorzuzeichnen; er that dies, ohne daß das Gute, was er im Leben in der Familie und in seinem Berufe gewirkt, je besonders hervorgetreten wäre, und ein solches Beispiel konnte als Erziehungsmittel nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf seine munter heranwachsende Jugend bleiben. Beim Lernen wie bei der Erholung genügte ihm ein vereinzeltes rügendes Wort, ein ernster Blick seines klaren Vaterauges, um züchtigende Strafe zu ersetzen; und damit erreichte er es, daß die Herzen seiner Kinder in unbegrenztem Vertrauen an ihm hingen. Er hatte als Knabe, als Jüngling und als gereifter Mann seinen geliebten Eltern gegenüber das vierte Gebot Gottes in unverbrüchlichem Gehorsam geübt, und darum ward ihm auch in seinem ganzen Leben die Freude, daß seine eigenen Kinder das „Ehre Vater und Mutter" stets gewissenhaft befolgten. „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen" — war das Grundprincip seines ganzen Lebens; und wahrhaftig, er selbst wandelte den Seinigen voran als treuer Sohn seiner Mutterkirche, deren Feste er voll Hingebung und inniger Liebe, im Geiste seines verewigten Vaters mit frommgläubigem Sinne mitfeierte.

Die ihm von Gott geschenkten Kinder in Gottesfurcht zu erziehen, ließ er sich vor allem angelegen sein. Wie klingt dies auch so lieblich aus dem Stammbuchverslein, das er aus gläubigem Vaterherzen seiner ältesten Tochter gewidmet:

„Ein ragendes Schloß und ein Kirchlein dran
Auf waldiger Bergeshöh'
So bauten die Alten sich gerne an
Ob dem Thal, in der Wolken Näh'.

So steh' auch dein Sinn zur Höhe gern,
Denn unten ist's trüb und schwül:
Kehr' ein jeden Abend bei unserem Herrn
Aus dem wirren Tagesgewühl." —

Darum pflegte er auch besondere religiöse Acte der Jugend, wie die Tage der hl. Erstcommunion und der Firmung in festlicher

Weise zu begehen, und legte großen Wert darauf, in Gemeinschaft mit seinen Lieben den Erlöser in Brodsgestalt zu empfangen. Ebenso pietätvoll beging er die Gedächtnißtage verstorbener Familienglieder und besuchte gemeinsam mit den Seinigen die Ruhestätte der Todten, das Grab der unvergeßlichen Eltern am Allerseelentage.

Von den großen Festen des Kirchenjahres feierte er vor Allem Ostern und Weihnachten. Sein verewigter Vater hatte oft geäußert: „durch die Theilnahme an den bedeutungsvollen Ceremonien der Charwoche sammle er Öl in die Lampe"; diesem Grundsatze huldigte auch der Sohn, der äußerst selten versäumte mit seiner Familie an den kirchlichen Ceremonien theilzunehmen. An den Abenden dieser ernst stimmenden Zeit gaben dann die Visionen der gottseligen Katharina Emmerich die gemeinschaftliche Lesung am Familientische, an welchem nebenbei in zierlicher Malerei die Ostereier für die Weihe der Ostergaben vorbereitet wurden. Und war endlich am Auferstehungsabende das jubelnde Alleluja der Osterglocken erklungen, prangte die blumenumkränzte Gestalt des auferstandenen Heilands auf dem reichgeschmückten Hausaltärchen, dann freute er sich mit den Seinen nach patriarchalischer Sitte am gemeinsamen Ostermahle.

Noch mehr aber bot das lieblichste aller Feste, das hehre Weihnachtsfest, Hofrath Führich willkommenen Anlaß, echtchristlichen Familienbrauch zu üben. In seiner eigenen Jugend im Hause des Vaters war hiezu der Grundstein gelegt worden, und getreu den vom Vater her überkommenen Traditionen war es ihm ein Herzensbedürfniß, die eigenen schönen Erinnerungen dadurch immer wieder aufs Neue aufzufrischen, daß er seinen Kindern ebenso schöne, liebeathmende und liebespendende Weihnachtsfreude schuf.

Hatten schon die stillbeschaulichen Adventwochen, die verschiedenen Heimlichkeiten und Bescheerungsvorarbeiten vielen Reiz, so steigerte sich dies je näher die Festzeit heranrückte. Gleich seinem Vater besorgte Führich mit größter Pietät den Aufbau der von demselben ererbten herrlichen Krippe, wobei sein kunstsinniges Gefühl unverkennbar zu Tage trat; und er freute sich herzlich darüber, wenn es ihm gelang, eine besonders schöne Vollendung zu erzielen. Am heiligen Abend selbst, mit all seinem wundersamen Zauber von Kindesglauben und Kindesseligkeit, wurde zuerst vor der Krippe seines Schwagers, ebenfalls einer Schöpfung von des Vaters Meisterhand, das Evangelium von der Menschwerdung gelesen, dann meldete

ein klingendes Glöcklein die Bescheerung: im Wohnzimmer stand der kerzenschimmernde grüne Weihnachtsbaum, daneben die große Weihnachtskrippe mit der heiligen Familie, den Hirten und Herden und den darüber schwebenden Engelschaaren. Liebliche Melodien durchzogen den festlichen Raum; sie kamen aus einem Winkel hinter dem Christbaum, wo Hofrath Führich am Harmonium saß, fromme Weisen auf demselben spielend. Der Jubel der Kinderherzen wirkte ansteckend und spiegelte sich wieder in den Augen der beglückten Eltern, die in der Freude ihrer Jugend auch die eigene Freude fanden. Gerne folgte dann Klein und Groß dem Rufe des Vaters, zum Danke gegen den Spender alles Guten sich an der Krippe zu sammeln und hell erklang manch schönes, altes Hirtenlied:

„Ein Himmelsbot von oben durch Wind und Wolken drang,
Der freudig, unverschoben so zu den Hirten sang:
Auf, auf um anzubeten das golden schöne Kind,
Auf, auf zur Hirtenmetten, du frommes Feldgesind!" —

Gern sah Führich am Weihnachtsabend auch irgend einen geistlichen Freund des Hauses bei sich und war z. B. Hofprediger Dr. Kickh regelmäßiger Gast, ebenso P. Cölestin Wolfsgruber; späterhin lud er auch einzelne vereinsamte Kollegen seines Sohnes hiezu ein, um ihnen auf solche Weise das „Heimweh" zu erleichtern und das Gefühl der Vereinsamung vergessen zu machen. Wohl Jeder hat die Erinnerung an solch schöne Stunden in dankbarem Andenken behalten. „Wie schon in Meister Führichs Kunstwelt „die heilige Nacht" den Angelpunkt bildet" — lauten die Worte eines so Beglückten — „so verstand es auch des Vaters würdiger Sohn, die Feier dieses Festes ebenso sinnig weiterzuführen. Der Engelruf „Friede dem Menschen auf Erden" ergoß sich harmonisch vom unvergleichlich schönen Krippenbild über alle Anwesenden, so daß auch ein fremdes, einsam und ferne von den Seinen weilendes Kindesherz seine Heimat vergaß im Gefühle, als gäbe es in diesem Augenblick auf Gottes weiter Welt nur e i n e Familie. Konnte dem jugendlichen Studentenherzen noch schönere Lehre zu Theil werden, als ihm solch ein Bild eines katholischen Mannes, sinnigen Gelehrten und liebevollen Vaters zu zeigen?"

Zum Dreikönigstage änderte sich dann das schöne Krippenbild und neben den anderen Advent- und Krippenliedern erklang auch das alte, frommsinnige Lied:

„Es fuhr drei Könige Gottes Hand
Mit einem Stern aus Morgenland
Zum Christkind durch Jerusalem
In einen Stall nach Bethlehem:
Gott führ' auch uns zu diesem Kind
Und mach' aus uns sein Hofgesind."

Solche Momente der Erbauung gab es immer wieder, besonders in den Abendstunden, solange die Weihnachtskrippe in Führichs Wohnzimmer stand. Und darin lag ja auch des christlichen Hausvaters Stärke in erziehlicher Hinsicht; durch das eigene Beispiel wollte er wirken auf die ihm von Gott gegebene Jugend und im persönlichen Beispiel lag die Kraft verborgen, die ihm half, nicht allein seine eigenen Kinder in Gottesfurcht heranzuziehen, sondern auch auf jedes jugendliche Gemüth, das mit ihm in Berührung kam, einen wohlthuend veredelnden Einfluß auszuüben.

Auf solche Weise pflegte Hofrath Führich seinen „Kindergarten". Neben dem Ernst der Arbeit und des Lernens wußte er aber auch gar manche fröhliche Stunden seiner Jugend zu bieten, an schönen Tagen durch gemeinsame Ausflüge, in der Winterzeit durch kleine gesellige Vereinigungen. Oft mußte er bei letzteren die häusliche Ruhe opfern, und doch war er selbst es, der gelegentlich in eigener Person für das junge, leichtfüßige Völklein die „Hausmusik" besorgte. Auch anwesende Freunde konnten sich dann dem munteren Treiben der Jugend nicht entziehen, und das Familienzimmer sah gereifte Männer geistlichen und weltlichen Standes, welche bei solchem Anlasse gerne Amt und Würden, Politik und andere ernste Gedanken vergaßen und „Kinder mit den Kindern" wurden.

Diese Liebe für die eigenen Kinder übertrug er auch in gleichem Maße auf die Kinder seiner Schwester. In rührendster Weise äußerte sich dies, als deren Söhnlein im Herbste 1880 nach kurzer Krankheit einging „zu Gott, der seine Jugend erfreute"; mit aufopfernder Hingebung theilte er sich in die Pflege des kleinen Kranken, und wie er mit den gebeugten Eltern trauerte und sie zu trösten suchte, bewies so recht seine „brüderliche" Liebe. Wessen er als Bruder fähig war, zeigte er bei der schrecklichen Ringtheater-Katastrophe im selben Winter, wo er Schwester und Schwager im Theater glaubte und bis in den brennenden Logengang vordrang, um die vermeintlich in Gefahr Befindlichen zu retten.

Es ist schon wiederholt darauf hingewiesen worden, in welch ideal-schönem Verhältnisse der Sohn zu seinen geliebten Eltern stand. Als sein Vater die Wohnung am Salzgries, darin er 35 Jahre gewohnt, aufgab und in die Josefstadt übersiedelte, beschlossen auch Führich und sein Schwager Wörndle dorthin zu ziehen und in glücklicher Vereinigung lebten da die drei Familien zusammen, Freud und Leid mit einander theilend. Der 1874 erfolgte Tod seiner vorzüglichen Mutter brachte die erste fühlbare, schmerzliche Lücke in den kleinen Kreis. Mit kindlicher Liebe hatte der Hofrath, soweit es seine freie Zeit erlaubte, an ihrer Pflege unermüdlich mitgeholfen und in seinen Armen war sie entschlafen, er hatte ihr das treue Mutterauge zugedrückt; und als christlicher Sohn bemühte er sich dann, dem tieferschütterten Vater Trost zu bieten. Zwei Jahre später schied auch Meister Führich aus dem irdischen Leben. Wiederholt hatte er in den allerletzten Tagen, wo er eigentlich fast gar nicht mehr sprach, den Sohn „mein lieber, barmherziger Bruder!" genannt, denn mit unsäglicher Liebe und zartester Sorge hatte Hofrath Führich in seiner stillen Weise am Kranken- und Sterbebette des theuren Vaters gewaltet.

Mit vollem Rechte gedachte damals ein Wiener Blatt in seinem Nachrufe an den verewigten Meister auch des Hofraths: „Sein Sohn Lucas ist einer der besten und edelsten Menschen und das Verhältniß, in dem er zu seinem Vater, der sein Ideal war, stand, kann als das nachahmenswertheste Beispiel für alle Zeiten gelten." Gleich seinem Vater war auch er von „bewundernswerther Reinheit des Herzens; nie kam ein unzartes Wort über seine Lippen und fern von ihm blieb während seines ganzen Lebens das Gemeine;" und wie sein Vater es gethan, so duldete auch er nie ein absprechendes, hämisches Wort über einen Abwesenden, und verurtheilte lieblose Nachrede stets in schärfster Weise. Wie in so manch anderer Hinsicht waren Vater und Sohn auch in diesem charaktervollen, ritterlichen Zuge einander ebenbürtig.

Hofrath Führich war es ein Bedürfniß, in den Sommermonaten dem wirren Getriebe der Großstadt zu entfliehen, um in Feld und Wald, in freier Weite Geist und Körper zu erfrischen, wozu in späteren Jahren vor Allem seine vielfach angegriffene Gesundheit drängte. Solange seine Eltern lebten, wählte er hiefür hübsch gelegene Orte in der engeren und weiteren Umgebung Wiens;

so wurden die Sommermonate von 1866—1883 Pöslau, Weidlingbach, Enzersdorf, Baden, Reichenau, am Cobenzl und endlich in Grinzing zugebracht, und nur selten verging ein Tag ohne eine fröhliche Wanderung auf die nächstgelegenen Waldhöhen. Erst späterhin, als seine amtliche Stellung ihm dies ermöglichte, suchte er mit Vorliebe weiter entlegene Sommerfrischen auf oder unternahm längere Fußpartieen in die Berge; er besuchte Tirol und Oberammergau (1880), das Salzburgerland (1873 und 1885), unternahm auch zur Stärkung seiner Gesundheit eine Badereise in Gesellschaft des damaligen Feldbischofs Dr. Gruscha nach Ostende (1884), wobei er die altbekannten Städte am Rhein wiederschaute, und genoß freudig in vollen Zügen seinen Urlaub in den Bergen des Salzkammergutes, am herrlichen Gmundnersee (1884—86). Wie er als Student sich gerne auf den klaren Fluthen getummelt, so that er's auch wieder in den Mannesjahren und oft führte er seine Jugend hinauf auf die Höhen, ihnen Gottes Allmacht in der wunderbaren Bergnatur zu zeigen. Wie genußreich gestaltete sich an seiner Seite ein Gang in die herrliche Natur und wie verstand er es in jugendlichen Herzen die Freude daran zu wecken! Da galt auch von ihm das Lied seines Lieblingssängers Eichendorff:

„Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen singen hoch vor Lust,
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust!"

In den letzten Jahren (1887—1891) verbrachte er die Urlaubszeit am nördlichen Donaugelände, in der „Buckligen Welt" Oberösterreichs. „Ein ragendes Schloß und ein Kirchlein dran auf waldiger Felsenhöh'" — ward ihm der alte Edelsitz Altenhof im Mühlviertel eine Stätte friedlicher Erholung; da übte er nach Kräften altgewohnte Gastfreundschaft und freute sich an den Streifzügen durch Berg und Thal. Von da aus wurde auch dem Dreisesselberg im Böhmerwalde ein Besuch abgestattet und in Adalbert Stifters Waldheimath Einkehr gehalten. Gerne saß er mit seinem Skizzenbuche zeichnend in der Schlucht der rauschenden Kamna oder pflegte das Studium und die Lectüre, wobei wohl oft der Blick nach den am fernen Horizonte auftauchenden Alpen schweifte. Das waren seine bescheidenen Genüsse in der freien Zeit, die leider so manchmal schier zu kurz bemessen war für die kränkelnde Natur. Wehmüthig

und in gedrückter Stimmung schied er im Herbste 1891 von dem liebgewonnenen Oertchen und seinen Bewohnern; war es ein Ahnen, als ob er diese freundliche Stätte nimmer grüßen sollte?

Wie immer freute er sich der Heimkehr seiner Lieben: „Wir wollen die Sorgen und alle die kleineren Quakeleien, die das Leben mit sich bringt, nicht schwer nehmen und Gott danken für den Frieden im Hause, der alles dies weit überwiegt und den uns Niemand nehmen kann, wenn wir ihn selbst durch Geduld und Mäßigung festhalten." — Wieder schloß sich zu Beginn des Winters der kleine Familienkreis traulich zusammen und zwar umsomehr, als Hofrath Führich durch einige Wochen von einem Fußleiden an sein Zimmer gefesselt wurde. Doch erholte er sich ganz und nochmals kehrte das Christkind bei ihm ein; in ungetrübter körperlicher und geistiger Frische feierte er mit den Seinen das Weihnachtsfest und ehrte den menschgewordenen Gottessohn in der Krippe. Vier Wochen später erkrankte er an Influenza, die bei ihm mit besonderer Heftigkeit auftrat. Der Morgen des Namen-Jesu-Sonntags sah ihn noch am Tische des Herrn in der Schottenkirche; dann wohnte er, wie er es jeden Sonntag gethan, auch der Predigt in der Hofburgcapelle an. Am Abende desselben Tages, nachdem er — zum letzten Male — seine nebenan wohnende Schwester besucht, setzte er sich noch ans Harmonium vor der Krippe und spielte das Namen-Jesu-Lied:

„Jesus ist der liebste Ton,
Den mir alle Welt kann singen:
Ja ich bin im Himmel schon,
Wenn ich „Jesus" hör' erklingen:
Jesus ist mir Herzensfreud'
Und mein' ew'ge Seligkeit." —

Es sollte sein letztes Gebet am Kripplein sein. Tage der Sorge folgten für die Familie, allein Niemand dachte an nahe Gefahr; am Abende vor seinem Ableben sprach er noch in alter Geistesfrische mit den ihn umgebenden Seinigen. Und am Morgen des 29. Januar trat fast plötzlich ein heftiges Ringen mit dem Tode ein; aber dieser Kampf dauerte nur wenige Minuten. Der Herr hatte ihm den Schmerz erspart, von seinen Lieben Abschied nehmen zu müssen — mit dem Ausdrucke des tiefsten Friedens verschied er in den Armen seiner Gattin und Schwester: seine Seele war zurückgekehrt in die ewige Heimath, denn der Herr hatte ihm wohlgethan.

Zwischen Krippe und Christbaum, den stummen Zeugen erst kurz entschwundener glücklicher Stunden, ruhte er im blumenumkränzten Sarge, die männlich schönen Züge verklärt durch den Friedenshauch eines in Gott entschlafenen Herzens; die vom Rosenkranz umschlungenen Hände hielten das Sterbekreuz, an seiner Seite lag als letzter Schmuck ein Sträußlein Rosen, die er sehr geliebt im Leben. Zu Häupten stand seines Vaters tiefsinniges Bild „Ostern in Kirche und Natur", durch den glorreich auferstehenden Heiland gleichsam darauf hinweisend, daß auch der stille Mann, der da im Sarge lag, auferstanden war zur ewigen Seligkeit.

Aufrichtig und herzlich war die Theilnahme von allen Seiten; Freunde und Verehrer des Verewigten standen schmerzbewegt an seiner Bahre und manche stille Zähre floß um ihn. Ehrend und erhebend war das Trauergeleite bei der Einsegnung in der Schottenkirche und gar viele Freunde zogen noch mit hinaus, als man an einem rauhen Wintertage Hofrath Zuhrich auf dem Friedhofe von Grinzing an der Seite seiner Eltern in den geweihten Schooß der Erde senkte.

So war er heimgegangen tiefbetrauert von seinen Lieben, denen er als zärtlicher Gatte, als liebevoller Vater, als hilfsbereiter Bruder und treuer Freund voran und zur Seite gewandelt war, und unvergessen und gesegnet wird sein Andenken bleiben für alle Zeiten.

„Und — willst du — selig sterben,
So mußt du stille sein,
Das wäre dein Verderben,
Ließ'st noch die Welt du ein,
Nein — still — im tiefsten Frieden —
Neig' dann dein müdes Haupt —
So lebt und stirbt hienieden
Still — wer an Christum glaubt!" —

Lucas von Führichs
Ausgewählte Schriften.

Erinnerungen aus einer Künſtlerwohnung.*)

(Joſeph v. Führich.)

Wer in Wien von der Mitte der dreißiger Jahre, bis die Stadterweiterungsbauten die Ausſicht deckten, etwa ſpät nach Mitternacht von der Augartenbrücke gegen die Stadt zu wanderte, der konnte allnächtlich in den dunklen Maſſen der Häuſer, die über die Elendbaſtei herüber gegen Norden ſchauten, in einem vierten Stockwerke ein einſames Licht erblicken. Es leuchtete aus unſerer Familienſtube im Hauſe Nr. 187 auf dem Salzgries, in der mein Vater, der Maler Führich im grauen Schlafrock, die Hausmütze auf dem Kopfe, wenn alles zur Ruhe war, einſam zu wachen pflegte. Dort ſaß er in der Sophaecke, bei einigen Gläſern ſchlechten Bieres und einer Chemnitzer Pfeife mit „rothem Dreikönig" geſtopft, mit Meditieren, Leſen, Componieren und ſpäter, als die Augen ſchwächer, die innere Geſtaltungskraft aber größer wurde, nur mit Lektüre und ſchriftlichem Notieren von Gedanken beſchäftigt.

Der Spaten des Arbeiters hat vor zwei Jahren das Haus auf dem Salzgries, in dem er den größeren Teil ſeines Lebens vom Jahre 1835 bis 1870 zubrachte, mit den Nachbarbauten dem Erdboden gleich gemacht. Niemand dachte daran, wie manches künſtleriſche Gebilde dort Form und Farbe empfangen hat, welch' langer Geiſterzug von Geſtalten von dort in die Welt auszog und noch in weiten Landen die Runde macht, ſeit nicht nur ſeine Ausgangsſtätte, ſondern auch der Mann, der ihn in's Leben rief, der Wahrnehmung unſerer Sinne entrückt iſt.

*) Abgedruckt in „Hiſtor. polit. Blätter Bd. XCII". München 1883.

Neue prunkvolle Zinshäuser sind inzwischen ringsum aus dem Boden gewachsen. Eine Straßenkreuzung bildet jetzt an der Stelle des Hauses einen kleinen Platz und die Wagen rollen geräuschvoll über die einstige Stelle stiller Sammlung.

Vielleicht hat es einiges Interesse für die Freunde des Künstlers, in Gedanken noch einmal die 89 Stufen der steilen Wendeltreppe hinaufzusteigen und Umschau zu halten in den Zimmern und aus den Fenstern des vierten Stockwerkes im Hause „zum breiten Stein".

Es umschloß eigentlich zwei kleine Wohnungen zusammen mit fünf großen Zimmern und einem Kabinet sammt Vorhaus und zwei Küchen rechts und links vom Vorhause. Hinter jeder der Küchen, die nach Norden sahen und deren eine durch eine Glaswand vor dem Herde in ein Vorzimmer verwandelt wurde, lag eines der Zimmer ebenfalls nach Norden. Die übrigen vier Räume, nach Süden gekehrt, waren aus dem Vorhause durch einen kleinen Gang und beiderseits aus den nördlich gelegenen Zimmern zugänglich. Die Fensterbrüstungen waren so tief, wie jetzt kaum die Fundamente eines neuen vierstockhohen Hauses. Es war aber auch im Winter heimlich warm in den Zimmern bei mäßiger Heizung. Mächtige Wandflächen durch Nischen unterbrochen gaben zahlreichen Holzschnitten, Kupferstichen und Lithographien, darunter Dürer's Dreieinigkeit, Cornelius' jüngstes Gericht, Ph. Veit's Einführung des Christenthums in Deutschland, Overbeck's Indulgenz aus Assisi, Johannes in der Wüste, Jesus der Kinderfreund*) und eigenen Arbeiten des Besitzers, dann einfachen Möbeln Platz in den wohnlichen Räumen, die mit weichem Holz gedielt und durch einflügelige Thüren mit Eisenschlössern untereinander verbunden waren.

Das ganze Stockwerk zu miethen, war natürlich meinen Eltern, als sie im Jahre 1835 als junges Ehepaar nach einhalbjährigem Aufenthalte in der Währingergasse sich dort niederließen, nicht vergönnt. Sie bezogen nur die kleinere Hälfte links vom Eingange.

Haus und Umgebung übten damals offenbar einen Reiz auf Künstler aus. Der geniale Landschafter Rebell hatte da gewohnt, dann der Porträtmaler Dittenberg, mit dem mein Vater jedoch in gar keiner Beziehung stand. Desto mehr war dies der Fall mit dem

*) Die nämlichen Darstellungen dienten auch dem Heim des Sohnes noch als Zierde. T. H.

kurze Zeit in nächſter Nähe weilenden Freunde Kupelwieſer. Er bewohnte einige Zeit das Nebenhaus mit den hohen Portalſäulen, das von ſeinem einſtigen Beſitzer, dem letzten Hanswurſt der Wiener Bühnen, Prähauſer, deſſen derbe Witze die Kaiſerin Maria Thereſia gerne belachte, den Namen Hanswurſtenhaus ererbt hatte.

Der Stadttheil mit ſeiner jetzt ſchon größtenteils demolierten und wieder erbauten Umgebung war jedenfalls der charakteriſtiſchſte, der vom alten Wien noch beſtand. Dieſes Charakteriſtiſche ſetzte ſich aus ſehr verſchiedenen Elementen zuſammen, die meiſt alle anziehend genannt werden können, alle aber intereſſanter waren, als ſchablonenhafte Zinshäuſer und Menſchen.

Wandern wir einmal, ſtatt nächtlicher Weile, bei Tageslicht durch die Kaſtanienalleen der Glacis am Stadtgraben vorüber durch das in einer ſtarken Krümmung die breite Stadtmauer durchbrechende „Neuthor", ſonderbarerweiſe ſeiner baulichen Anlage nach das älteſte der bis zur Stadterweiterung erhaltenen Thore, ſeinerzeit an Stelle des vermauerten Werderthors eröffnet. Tiefe Finſternis umfing den Eintretenden in dem wie ein Mausloch gekrümmten Gewölbe. Die Tritte dröhnten, wie die von Geharniſchten, was wir Kinder oft in ſtolzem Selbſtgefühl erprobten; und fuhr ein Wagen hindurch, ſo war das Trommelfell in Gefahr.

Unter dem mächtigen Fallgitter, dem einzigen, das man in Wien noch ſehen konnte, über dem ſich ein niederer Thorthurm erhob, paſſierte man die Thorwache, dann den Eingang zu der von einem Kupferſchmied als Werkſtätte benützten Kaſematte, die den Tag über von weithin hörbaren Hammerſchlägen auf große Kupferkeſſel erklang und von der Baſtei aus von uns Kindern oft genug inſpiziert wurde. Das kurze Neuthorgäßchen, mit niederen, ſehr alten Häuſern zur Rechten und Linken, von denen das eine als ehemalige Scharfrichterwohnung in zwei großen Medaillons die Darſtellungen von St. Michael und St. Georg aufwies, mündete gegen ein allmälig aufſteigendes mächtiges Ravellin der Baſtei, zu dem zwei Auffahrten, eine links unmittelbar über das Neuthor, die andere längs der Salzgrieskaſerne gegen das Fiſcherthor ſich hinzogen. Alle Häuſer der Neuthorgaſſe waren jenſeits des großen „Arſenalhofes" von den vierſtockhohen und noch mit zwei Manſardenetagen verſehenen Häuſern des Salzgries weit überragt, welche Straße man durch einen hohen Schwibbogen der Kaſerne betrat. Letztere begrenzte links vom

Schwibbogen faſt die ganze Länge der Straße abwärts bis gegen das Fiſcherthor. Die Südſeite der Straße iſt noch unverſehrt und enthält ein durch zwei Aufgänge zur oberen Stadt, die alte Fiſcherſtiege und die Marienſtiege unterbrochenes eigenthümliches Gewirre von Häuſern, die ihrer niederen Lage wegen bei Hochwäſſern der Überſchwemmung ausgeſetzt waren. Zunächſt des Fiſcherthors liegt auf hoher Mauer, vom Salzgries unzugänglich, das jetzt ebenfalls ſchon dem Untergang geweihte alte Klöſterchen der Siebenbüchnerinnen (Karmeliterinnen), das auf ſeinem Thürmchen und den Giebeln noch die Kreuze trägt, jetzt aber als Polizeihaus benützt wird. Es ſpielte zur Zeit der Türkenbelagerung eine Rolle und ſoll nun im Jubiläumsjahre des Entſatzes von Wien niedergeriſſen werden.*) Dann folgen unſcheinbare ältere Häuſer, darunter das noch unter dem Niveau der Straße liegende Löwenwirtshaus, die Innungshäuſer der Schuſter, Schloſſer und Bäcker, endlich neue hohe Bauten zum Theil aus dem Anfang des laufenden Jahrhunderts, geräumig, charakter- und ſchmucklos: das Hackelhaus an der Ecke der Marienſtiege, welches mit ſeinem Kaffeelokale der polniſchen Juden bis nach 1848 den Abſchluß des Wiener Ghetto bildete. Über ſeinem Dach und ſchräg gegenüber nach Süden ſahen wir den ſchön durchbrochenen gothiſchen Thurm der Kirche Maria Stiegen, noch mit dem alten Doppelkreuz an die frühere Jurisdiction des Paſſauer Biſchofs mahnend. Von da aufwärts gegen den tiefen Graben wohnten damals keine Juden mehr. Das nächſte unſerer Wohnung gegenüberliegende Haus gehörte dem Lohnkutſcher Janſchki, einer in Wien wohlbekannten Perſönlichkeit, deſſen Wagen ſolid, geräumig und ſchwerfällig mit abgenützten Herrſchaftspferden und ergrauten Kutſchern mit ſilberbordierten Cylinderhüten ausgeſtattet, in längeren oder kürzeren Reihen aus den Thoren zogen, um Trauergäſte zu Begräbniſſen oder Hochzeitsgäſte abzuholen, während ihr Beſitzer aus den Fenſtern des zweiten Stockwerks ſie muſterte. Die leichten Fiaker wurden bei ſolcher Gelegenheit häufig verſchmäht. Hier waren auch die ſtädtiſchen Feuerſpritzen untergebracht, und es war uns Kindern ein Gaudium, wenn ſich nachts das Einfahrtsthor vom Scheine der Pechfackeln röthete und gleich darauf die Feuerſpritze

*) Seit Führich dieſe „Erinnerungen" niederſchrieb, iſt nicht nur das Polizeihaus, ſondern noch ſo manch anderes Gebäude dieſes ſo hübſch geſchilderten Stückes von Altwien der Stadtregulierung zum Opfer gefallen. D. H.

rings mit menschlichen Gestalten, darunter die unheimliche des schwarzen Kaminfegers behängt, die Straße entlang rasselte und hie und da auf dem Pflaster die abgestreiften, halbverkohlten Dochtreste noch aufflammten. — Eine eigentümliche Staffage des dritten Stockwerks war ein alter Hagestolz im rothen, geblümten Schlafrock mit goldbetreßter Mütze und langer Pfeife. Er saß schon auf hohem Sessel den ganzen Tag am Fenster, als meine Eltern einzogen, und saß noch dort, als sie nach 35 Jahren die Wohnung wieder verließen, neben ihm in großem Messingkäfig ein grüner Papagei mit unleidlichem Gekreisch und ein weißer Pudel. Der Mann grüßte artig am Morgen, wenn er zuerst herübersah, und war jahrelang damit beschäftigt, große Bücher mit Bildern zu durchblättern und diese mit Firniß zu überziehen. Er genoß eine Staatspension und ließ sich, als die Beamtenuniformen aufkamen, im hohen Alter eine solche anfertigen, in der er dann auf der Bastei spazieren ging und die Begegnenden militärisch salutierte. — Im nächsten Hause „zum Wolfen in der Au" lebte mit seiner alten Schwester ebenfalls bis zum Tode ein Universitätsprofessor H., ein kreuzbraver und wohlthätiger, streng kirchlich gesinnter alter Junggeselle, der auch seine Eigenheiten hatte. Eine derselben war, während des „Faschings" alle Wochen eine Tanzunterhaltung zu veranstalten, wobei die sorgfältig gewählten jungen Leute in großem Schmuck erschienen und von 7 bis 11 Uhr durch gewaltiges Tanzen sich erlustigten. Es ging da in allen Ehren überaus munter zu, wurde aber nie eine Erfrischung gereicht, denn der große „Gugelhupf", der auf dem Klavier stand, war stets unversehrt. Man sagte, es sei ein bloßes Schaustück aus Pappe.

Viel interessanter als die Aussicht auf der Straßenseite unserer Wohnung mit ihrer Staffage von Soldaten, lungernden Handwerksgesellen und polnischen Juden war aber die gegen den sogenannten Arsenalhof gekehrte Nordseite. Dieser Hof, ein platzartiger, grasbewachsener Raum, in der Breite der jetzigen Ringstraße zwischen den hohen Häusern des Salzgries und dem alten Geniste der Neuthorgasse, lag mehrere Klaftern unter dem Niveau des Salzgries. Es war ehemals eine Art Hafen für Salzschiffe und an seiner westlichen Seite von einer Reihe großer kasemattenartiger Gewölbe, an der östlichen in einer Lücke zwischen den Häusern durch eine niedere Mauer abgeschlossen, welche die freie Aussicht auf das Ende

der Neuthorgaſſe und die Auffahrten zum Baſtei-Ravellin geſtattete. Im Hofe lagen auf langen Doppelbohlen in Reihen alte, eiſerne Kanonen, Haubitzen und Mörſer. Dieſer Hof erinnerte zuweilen noch an ſeine alte Beſtimmung, wenn der ihn durchziehende Abzugskanal im erſten Frühjahre zur Zeit des Eisganges der Donau mit einem Ruck die lange Reihe hölzerner Deckel hob, und ſeine trüben Fluten bald mehrere Fuß hoch den ganzen großen Raum bedeckten. Einige Hollunderſträuche und das Gärtchen des militäriſchen Aufſehers des Hofes längs den gegenüberliegenden Häuſern waren der einzige Schmuck des Raumes, der nur ſelten von einer anderen Staffage belebt wurde, als einigen Katzen, die auf Sperlinge Jagd machten. Aus den Fenſtern guckte hie und da das bleiche Geſicht eines polniſchen Juden, und hörte man an Freitagen Abends die Stimmen dieſer halborientaliſchen Bewohner mit eigenthümlichem, wortloſen Geſchrei in Begleitung unaufhörlichen Kopfnickens „aus allen Kräften" ihren Gottesdienſt feiern. Von Zeit zu Zeit klang eine helle Stimme, wie von beſonderem Eifer getrieben, gellend aus dem eintönig melancholiſchen Chor.

Ueber den kleinen Häuschen der Neuthorgaſſe aber breitete ſich eine ſchöne Rundſicht aus — zunächſt das Baſtei-Ravellin, auf dem wir Kinder halbe Tage zubrachten, bis das Winken der Mutter aus dem Fenſter zur Mahlzeit rief — über der Baſtei aber die Bergkette des Kahlengebirges mit den vorgeſchobenen Rebenhügeln, aus denen die Kirchthürme von Sievering, Döbling, Grinzing, Heiligenſtadt, Nußdorf, der Kahlenberg mit ſeinen Oertchen, der Leopoldsberg mit den Reſten der alten Burg der Babenberger und dem Kirchlein herausguckten; jenſeits der Donau der Biſamberg mit dem anſchließenden Marchfelde, dann der unter dem Namen des Kanals bekannte Donauarm mit der Augartenbrücke und den daranſchließenden, von den Bäumen der Brigittenau und des Augartens überragten Häuſern und Thürmen der Leopoldſtadt.

Dieſe Ausſicht war meinem Vater ein unerſchöpfliches Labſal. Er ſaß gerne am Fenſter und beobachtete den Zug der Wolken, wie ſie im Sommer ihre Schatten langſam über den fernen Wald und die bebauten Hügel und endlich über die Stadt daherſchleiften, oder in ſilberglänzenden Rieſengebilden wie feſtgebannt am dunkelblauen Himmel über dem Marchfelde ſchwebten. Wenn ſich jenſeits des Kahlenberges ein Gewitter bildete, ſtopfte er gerne ſeine Pfeife und

sah dem Treiben zu, bis der Sturm die Staubwirbel der Straße mit den ersten Regentropfen an die Fenster warf. Er sagte dann wohl: „Wer so etwas malen kann, ist ein Künstler; denn das hält nicht still zum Nachpinseln.“ Im Winter liebte er gar sehr das Tanzen und Wirbeln der Schneeflocken oder das ferne Glänzen der sonnenbeschienenen Landschaft und freute sich kindlich, wenn im Frühjahr die grünen Kornfelder aus der weißen Decke hervortraten und das Aprikosenbäumchen im Garten auf der Bastei seine röthlichen Knospen trieb.

Gar lieb war es ihm, daß er von seinem Sitz in der Sophaecke die nächtliche Wanderung der Sterne sah, und er fand selbst das ferne Quacken der zahllosen Frösche in der Brigittenau in der stillen Nacht anheimelnd. Auch hielt er mit Recht etwas auf seinen Ruf als Wetterkundiger. Im Lob der Aussicht konnte er sich nicht leicht genug thun; sie wurde ihm nie gleichgiltig, und es griff ihm an's Herz, als 1846 der erste, seither schon wieder rasirte, vierstockhohe Neubau in der Neuthorgasse eine der schönsten Partien der Aussicht deckte. Als zum Ende der 50ger Jahre zuerst die Bastei in Trümmer sank und dann eine Mauer um die andere sich vor die Fernsicht schob, entschloß er sich noch lange nicht, die Wohnung zu verlassen, und spähte nach jeder Lücke, durch welche die liebgewonnene Ferne noch herüber sah.

Da meine Eltern im Jahre 1835 das Stockwerk nur zur Hälfte gemietet hatten, war der Raum bald zu enge geworden. In mir und meinem verstorbenen Brüderchen Max waren 1835 und 1836 Unruhegeister eingezogen. Das Jahr 1836 hatte den beabsichtigten Besuch des Großvaters durch dessen Tod vereitelt, worauf im Frühjahr 1837 mein Vater die Großmutter und Tante aus der Heimat nach Wien holte. Ihre Ankunft zählt zu meinen ersten Erinnerungen. Diese Vergrößerung der Familie war der Anlaß, daß die zweite Hälfte der Wohnung hinzugemiethet, ein Theil derselben aber wieder an Freunde abgegeben wurde. Großmutter und Tante bezogen das Kabinet gegen Süden und später das große Eckzimmer in derselben Richtung. Die Großmutter, eine stille, innerfreundliche, fromme Frau, gab sich gerne mit uns ab, und wir Kinder trieben bald mit kleinen Holzschleißen, die sie in großer Menge zum Feueranlegen immer bereit hatte, das jetzt schulmäßig gewordene Stäbchenlegen, bauten mit Hilfe von Fußschemeln Häuser, Ställe, Höhlen, Brücken

und Straßen, auf denen wir die Thiere unserer Arche Noë auf und ab wandern ließen. Die Großmutter sang uns Lieder aus ihrem reichen Schatze von Volksliedern, von denen das „Vogellied" zu den beliebtesten gehörte: „Das Lerchlein in den Lüften schwebt — und singt den Himmel an — vom grünen Reis es sich erhebt — und preist den Ackersmann — gar hoch thut es sich schwingen — daß man's kaum sehen mag — es kann gar lieblich singen — lobt Gott den ganzen Tag"; oder: „Höret, die Wachtel im Getreide dort schlägt" u. s. w. Da gab's auch allerhand Bilder zu sehen, so das Jägerbüchel mit der Aufschrift: „Venationis, piscationis et aucupii typi", mit zahlreichen netten Stichen von mancherlei Jagdscenen, dann illuminirte Blätter der französischen Armee unter Napoleon, und dazu wußte die Großmutter eine Menge Geschichten aus jener bedrängten Zeit, die in der Heimath vorgefallen waren.

Des Abends zeichnete uns der Vater auf Bestellung Thiere und Menschen; und wenn erst die Weihnachtszeit herankam und die Mutter die Brettchen und Kistchen, aus denen das Gerüst zur Krippe gebaut wurde, vom Boden herabräumte, der Vater die Krippenlandschaft hervorholte und an die Wand heftete und dann einen neuen Hirten oder ein paar Schafe oder einige Vöglein, einen schwebenden Engel auf Kartenpapier zeichnete, die die Mutter und später auch wir Kinder ausschnitten, worauf sie dann vor unsern Augen ihr frisches Kleid von Wasser-Farbe erhielten — das waren wohl Adventsfreuden, wie sie nur selten Kinder genießen. Dann wuchs die große Krippe, zu deren Bau eine Woche hindurch die späteren Nachmittags- und Abendstunden vom Vater verwendet wurden, immer schöner zusammen. Es baute sich die Stadt Bethlehem auf dem Hügel auf schroffem Felsabhang, darunter der Stall mit der Höhle, rechts öffneten sich auf der Landschaft, die den plastischen Teil der Krippe fortsetzte, liebliche weite Hirtenthäler mit den weißschimmernden Häufchen der Schafe und dem blauen Rauch der Hirtenfeuer am Waldrande. Dann kam der Vordergrund an die Reihe. Etwa zwei Tage vor dem heiligen Abend erschien das Moosweib vom Christmarkt mit ihrer immer heiseren Stimme und den vom Frost gerötheten Händen und langte schöne Flecke Moos, in dem oft noch Schnee und Eis in weißen Krystallen glänzte, Stück für Stück mit wortreicher Anpreisung aus ihrem Korbe, das die Mutter dann so nett auf der Krippe auszulegen verstand, daß die lieblichsten Wiesen

entstanden. Endlich am Vormittage des heiligen Abends schwebten die lieben Englein an unsichtbaren Seidenfäden über dem Hirtenfelde. Die Hirten mit ihren Heerden lagerten auf den Matten und der Verkündigungsengel stand in ihrer Mitte. Die heilige Familie selbst mit den anbetenden Hirten wurde aufgestellt, dann aber bis zum Abende wieder verdeckt.

Wenn endlich der Abend kam und das Krippenlämpchen angezündet wurde und der Vater das Johannis-Evangelium vor der Krippe las, wenn wir dann die lieblich durchgebildeten Züge des Christkindleins und die jauchzende Schaar der himmlischen Geister in der Luft erblickten, ahnten auch wir kleinen Kinder etwas von der Tiefe des Wortes: „Wir sahen seine Herrlichkeit", wenn auch die kindliche Erwartung besonders auf die folgende Christbescheerung und den Christbaum gespannt war. — Mein Vater ärgerte sich, wenn die Leute von der Krippe meinten: Das ist ein Vergnügen für die Kinder. „Nein", sagte er, „die baue ich für mich". Uns Kinder aber forderte er oft auf, den Bau der Krippe, wenn er einmal nicht mehr sein werde, nie zu unterlassen. Er hinterließ auch jedem von uns beiden, meiner Schwester und mir, eine vollständige Krippe, die alljährlich unser Weihnachtsfest verschönert. Die ältere, größere rührt noch aus den dreißiger Jahren her und ist mit der liebevollsten Sorgfalt, soweit sein gutes Auge es gestattete, durchgeführt; die zweite, in der Komposition noch einheitlicher und lebendiger, entstand etwa 1850. Die Durchbildung ist nicht so minutiös. Das Auge reichte nicht mehr so weit, seit die Fresken in der finstern Johanneskirche dessen Kraft auf eine allzuharte Probe gestellt hatten.*)

Er hatte von seiner Lehrzeit im Hause des Großvaters her, eine sehr große Praxis in der dekorativen Behandlung der Deckfarben, und wir sahen gar gerne zu, wenn er mit wenigen Klexen und Strichen aus dem grauen Löschpapier, womit die Felsen der Krippe hergestellt wurden, scharfkantige Formen und bemooste Flächen hervorzauberte. Diese lustige Kunst zeigte er in späteren Jahren öfter, als im eigenen oder einem befreundeten Hause lebende Bilder gestellt wurden, bei Herstellung des Hintergrundes.

*) Dieses Vermächtnis des Meisters ward von dessen Kindern pietätvollst eingehalten und Hofrat Führich baute Jahr für Jahr mit größter Freude seine Weihnachtskrippe: zwischen ihr und dem Christbaum ruhte er auch auf dem Paradebette. P. H.

Einmal hatte er's gar kurz gemacht und auf den blaugrünen Grund der Wand Wolken aus weißem Papier und den Kontour einer Landschaft aus blauem Papier angeheftet, mit wenigen Kohlen- und Kreidestrichen Schatten und Licht aufgesetzt, dann einige Bund Stroh davor hingelegt und die überraschendste biblische Landschaft für eine Ruth als Aehrenleserin war fertig. Die prächtig leuchtende Mondessichel für einen David im Zelte Sauls war gleich im dunklen Hintergrunde durch einen innen weißglacirten Eisentopf, ein Lämpchen darin und einen den Topf zur Hälfte bedeckenden kleinen Hafendeckel hergestellt u. dgl. Er hatte solche Kunstgriffe in früher Jugend gelernt, wo er als Dekorationsmaler an dem Liebhaber-Theater seiner Vaterstadt Kratzau thätigen Antheil genommen hatte, und erzählte gerne von den schauerlichen Tragödien, die da aufgeführt wurden, und dem Humor, der unwillkürlich mit unterlief. Erst in späteren Jahren, wenn er etwa mit Landsleuten darauf zu reden kam und deren erblaßte Erinnerungen auffrischte, wurde mir die ungewöhnliche Lebhaftigkeit seiner Phantasie und seines Gedächtnisses klar. Das unscheinbarste Ereignis wurde durch die Art, wie es ohne Affektation und Geistreichigkeit in seiner Erzählung sich wiederspiegelte, anziehend und bemerkenswert.

Es war ihm, wie erwähnt, Bedürfnis sich in der winterlichen Jahresnacht die Darstellung der Winterblüthe des kirchlichen Festkreises durch den Bau der Krippe vor Augen zu stellen. Die Lampe der Krippe mußte brennen, wenn er Nachts allein seiner Lektüre oblag oder seinen Gedanken nachhing. Dieses Bedürfnis ließ er nicht einmal in dem einzigen Winter 1848 auf 1849, den er nicht in Wien zubrachte, unbefriedigt. Es wurde mit vieler Mühe eine neue, kleine Krippe gemalt und aufgerichtet. Das Weihnachtsfest ist ja das eigentliche Fest der christlichen Kunst, indem wir nach kirchlichem Ausdrucke „Gott sichtbar gestaltet erkennen und durch ihn zur Liebe des Unsichtbaren entzückt werden". In seinen Knabenjahren, in denen er schon Krippenfiguren malte, war es ihm als schönster, das Leben ausfüllender Beruf vorgeschwebt, diese Thätigkeit in ländlicher Zurückgezogenheit fortzusetzen. Hundertmal komponirte er die Geburt Christi, und als sich Jemand darüber wunderte, daß er hiebei sich niemals wiederholte, sagte er lachend: „Wenn Sie wollen, mach' ich's gleich wieder anders."

Nicht nur in der Jugend floß ihm — wie er in seiner kleinen

Selbſtbiographie erzählt — Religion, Kunſt und Natur in ein Ganzes zuſammen. Die Feier des Kirchenjahres, mit ihrem Anſchluß der Offenbarungsgeſchichte an die Vorgänge in der Natur während der Jahreszeiten, war ihm die tiefſte Quelle künſtleriſcher Inſpiration.

Wenn die Charwoche herankam, bemerkte er: durch die Theilnahme an ihren bedeutungsreichen Zeremonien ſammle er Oel in die Lampe. Er verſäumte nicht leicht eine der Trauermetten in den ehrwürdigen Hallen des St. Stephans-Domes und wußte ſeinen Freunden und Schülern gegenüber nicht genug zu betonen, wie förderlich das Eingehen in die Schönheit der kirchlichen Liturgie — dieſes „Kunſtwerkes des heiligen Geiſtes“ — dem künſtleriſchen Schaffen ſei; wie ein wunderbarer Lebenstrieb organiſch, gleich dem Wachsthum eines Baumes, ohne die Spur von Abſichtlichkeit das Ganze durchziehe. Wie verſchieden z. B. bei allem Ebenmaß in der Hauptgliederung und dem durch das Klagelied des Propheten eingeleiteten Grundthema der Charakter der drei Trauermetten ſei. Wie jene des Gründonnerstages immer tiefer in die Schatten des Leidens und der Todesangſt des Erlöſers führe, die vor dem Charfreitage den Höhepunkt des Ernſtes erreiche und die folgende ſchon den Schimmer des Oſtermorgens durchblicken laſſe. In welch' innige Beziehung die Kirche in den Weihungen des Gründonnerstages und Charſamstages zur Natur trete, wie allumfaſſend der Geiſt der fürbittenden Liebe in den Orationen des Charfreitages unter Aufrichtung des Lebensbaumes des Kreuzes ſich ergieße und in der höchſten Erniedrigung des Todes den Erlöſer als den heiligen, ſtarken, unſterblichen Gott anbete. Wie frühlingskräftig am Charſamstage von den Mahnungen der Prophezien an die Thaten der belebenden Allmacht Gottes, die Feuerweihe, die Weihe der Oſterkerze mit dem kühnen Lobgeſange „Exultet“ auf die Oſterfreude vorbereite.

Er lebte dann ſo ſehr in dieſen Meditationen, daß er über den verwirrenden Straßenlärm oder einen ſtörenden Beſuch ungehalten werden konnte und der beſuchende Freund, ob mit oder wider Willen, etwas von den Gedanken, die ihn ausfüllten, zu hören bekam. Noch aus Prag hatte er eine Anzahl kleiner Transparente aus der Leidensgeſchichte, die er im Verein mit ſeinem Freunde Eduard Schaller gemalt hatte, mitgebracht. Sie bedeckten in der Charwoche ein Fenſter unſeres Wohnzimmers wie Glasgemälde. Zu

Ostern wurde dann zwischen frischen Blumen die Gestalt des Erstandenen aufgestellt.

Da diese Zeilen von den Wohnräumen meines Vaters ihren Ausgang nehmen, wird man schon längst eine Nachricht über seine künstlerische Werkstatt erwartet haben. Davon ist aber im Gegensatze zu modernen Künstlerateliers, die mitunter als das Hauptwerk ihrer Bewohner erscheinen, sehr wenig zu sagen. Er hatte das Bedürfnis, sein Arbeitszimmer innerhalb der Familie aufzuschlagen, und beanspruchte auch dann kein eigenes Atelier an der Akademie, als ihm ein solches in spätern Jahren geboten wurde.

In dem nach Süden gelegenen Mittelzimmer malte er das große Altarbild für Stockerau auf einer Rollstaffelei, dann das Abendmahl für das Kapuzinerrefektorium in Wien und kleine Bilder während der ersten Vierziger Jahre, dort zeichnete er die großen Kartons für die Johanniskirche. Erst später verlegte er sein Arbeitszimmer auf die Nordseite rechts vom Eingange, wo es etwa von 1852 bis zur Übersiedlung in die Vorstadt (1870) verblieb. Die Einrichtung war über die Maßen einfach. Neben den zwei oder drei Staffeleien und einer dreistufigen Holztreppe für große Arbeiten würde man vergeblich nach künstlerischem Apparate gesucht haben. Sein Reißbrett lehnte er auf die hervorgezogene Lade eines Tisches und unterstützte es mit einigen Büchern. Dieser Apparat genügte für die nach Hunderten zählenden Zeichnungen bis ins letzte Lebensjahr. Ein Modell gab es nicht. Außer einem Kupferstichkasten, auf dem nebst der römischen Lampe noch einige Andenken aus Italien standen, einem Bücherkasten, einem großen, grünüberzogenen Tische — alles Möbelstücke, die er von Steinle, als dieser 1838 nach Frankfurt übersiedelte, übernommen hatte — und einem kleineren Tisch am Fenster, dann einem Divan und mehreren Holzsesseln war im Zimmer nichts zu finden, es wären denn wenige Skizzen in den Fensterbrüstungen und einige Gipsabgüsse und Lithographien. Von dem kleinen Arsenal schön gespitzter Bleistifte, die wohlgeordnet auf dem kleinen Tische lagen, meinte Schwind einmal scherzhaft: „Ja, wenn man solche Bleistifte hat, ist's keine Kunst, gut zu zeichnen."

An den Dienstagen abends versammelte sich ein Kreis von Künstlern und einigen andern Freunden in den wohnlichen Räumen. Leopold Kupelwieser, der ältere Genosse meines Vaters an der Akademie, dessen weitverbreitete Kunstthätigkeit einer ganzen Periode

der kirchlichen Kunſt in Öſterreich den Stempel aufgedrückt hat, eine hohe, ritterliche Geſtalt, der Schöpfer des Hauptfreskobildes in der Johanniskirche und mehrerer der bedeutendſten Fresken der Lerchenfelder Kirche in Wien, fehlte faſt nie unter den Malerfreunden. Eduard Steinle, des erſteren Schüler, der einzige noch unter uns thätige Altmeiſter chriſtlicher Kunſt, der meinen Vater ſchon bei ſeinem erſten Wiener Aufenthalte als junger Akademiker aufgeſucht hatte, dann in Rom wieder mit ihm zuſammentraf und nun in ſeiner Vaterſtadt einige Jahre mit ihm verlebte, bis ſeine Überſiedlung nach Frankfurt die Freunde trennte.*) Der früh verſtorbene Eduard Schaller, eine ſtille, liebenswürdige Künſtlernatur, der Bruder des Bildhauers und Münchener Profeſſors; er war ſchon in Prag mit meinem Vater befreundet. Leopold Schulz, Schwind's Freund und Teilnehmer an den Fresken in Rüdigsdorf, ein raſtlos ſchaffender tüchtiger Komponiſt und Maler von etwas eckigem, dabei ſehr biederem Weſen, der an den Fresken in der Johanniskirche und der Lerchenfelder Kirche hervorragenden Antheil nahm. Der nur allzu beſcheidene und ſchweigſame, treffliche Zeichner und Koloriſt Joſef Binder**), deſſen ſchöne Vorhallen-Fresken aus der Schöpfungsgeſchichte eine Zierde der Lerchenfelder Kirche bilden. Er hatte einen großen Theil ſeines Lebens in München und Frankfurt a. M. verlebt und war dann nicht zu ſeinem Vortheil nach Wien zurückgekehrt. Schwind hat ihn in einem ſeiner „Lebensbilder" verewigt und dabei an ſeine Eigenſchaft einer faſt ängſtlichen Zurückgezogenheit angeknüpft.

Das waren die eigentlichen Maler im Dienstagskränzchen. Zu ihm gehörten aber noch: J. von Hempel†), ein ſehr vielſeitig

---

*) Auch Steinle iſt ſeither (19. Sept. 1886) als der letzte jener chriſtlichen Meiſter, an deren Namen die Wiedergeburt deutſcher Kunſt ſich knüpft, heimgegangen. Von den übrigen Beſuchern der Abende bei Führich iſt Prälat Dr. Seb. Brunner wohl der Letztüberlebende. D. H.

**) Als ihn ſein Stubennachbar v. Schröter einmal mit „Meiſter Binder" anredete, ſagte er ganz ernſthaft: „Ja! Schuſtermeiſter." Er traute ſich in der Kunſt viel weniger zu, als er vermochte.

†) Dr. Fick erzählte folgendes von ihm: Hempels Großvater war (etwa unter Kaiſer Joſef) Proteſtant geworden. Er war ſehr reich und der Enkel konnte daher ohne Schwierigkeit nach Rom gehen, wo er Kunſtſtudien betrieb. Er hatte ſich ſchon der ſtrengen Richtung der Alten angeſchloſſen. In Rom war damals Bunſen mit der Verfaſſung der neuen Agende beſchäftigt. Hempel kam ins Haus und war einigermaßen an dieſer Thätigkeit betheiligt. So kam

gebildeter Mann, der wegen günſtiger Vermögensverhältniſſe die Kunſt nicht als Erwerb betrieb, auch als Dichter ſich glücklich verſuchte, aber bald Wien verließ und als Landwirth lebte. Eine merkwürdige Perſönlichkeit war H. v. Schröter, ein Mecklenburger Edelmann, ſeines Zeichens ebenfalls Maler, der jedoch ſeine Kunſt ſelten ausübte, eine höchſt geiſtreiche, energiſche, im beſten Sinne etwas abenteuerliche Natur.*) Der Architekt Rösner, Erbauer

---

es wohl, daß dort ſeine katholiſche Neigung nicht zum Durchbruche kam. Kapelwieſer, der Zeuge der inneren Vorgänge im Gemüthe Hempels war und in ſolchen Dingen den rechten Takt hatte, rieth ihm einmal, er ſolle doch nach Mariazell gehen, vielleicht komme dort die erhoffte Klarheit. Hempel that es und meinte, es werden ihm etwa beim Eintritt in die Kirche die Schuppen von den Augen fallen. Das geſchah aber nicht und er reiſte ab, wie er gekommen war. Auf der Heimfahrt ſtieg er an einem Berge aus dem Wagen, um zu Fuß hinaufzugehen. Oben ſaß eine Bettlerin mit einem elenden Kinde. Hempel fragte: „Was habt Ihr denn da für ein Kind?“ Die Arme fieng zu weinen an und ſagte: „Es iſt mein Kind, es iſt zu gar nichts zu brauchen. Das iſt ein Unglück! Es iſt ein Trottel. Es kann nicht einmal unſern Herrgott empfangen!“ — Das erſchütterte Hempel und er ſagte zu ſich: Du biſt dasſelbe, aber freiwillig. Das Eis war gebrochen. Er wurde Katholik.

*) Hier einige Mittheilungen Dr. Fick's über Schröter, den er für einen der bedeutendſten Charaktere hielt, die ihm begegneten. „Sein Kunſtbeſtreben führte ihn noch ſehr jung nach Rom. Dort folgten die glücklichſte und die unglücklichſte Wendung ſeines Lebens raſch nacheinander: ſeine Konverſion und die abgeſchloſſene Ehe, welche eine ſehr unglückliche war“ . . . „Wenn man bis ins zweite Jahr mit jemand Zimmer an Zimmer wohnt und faſt keinen Fehler an ihm gewahr wird, ſo iſt der Eindruck ein außerordentlicher. Es iſt wahr, daß ihm ein ſcharfes Urtheil vorgeworfen wurde. Aber er ſprach ein Urtheil niemals unaufgefordert aus, ſondern immer nur, um einem ihn verletzenden Gegenurtheile Widerſtand zu leiſten. Seine Urtheile bezogen ſich immer nur auf Katholiken und beſonders geiſtliche Würdenträger. Da verlangte er das Vollkommenſte und war auch von einem nur alltäglichen Gange der Dinge ſchwer verletzt.“ Gegen ſich war er außerordentlich ſtreng. „Er ſprach mit Geläufigkeit über Wirthſchaft, Induſtrie-Angelegenheiten, allerlei Wiſſenſchaftliches, ja ſogar über Militäriſches. In einer Menge Geſchäften trauten ihm Fachleute ein tüchtiges Verſtändnis zu“ . . . „Was er alles in ſeinem langen Leben geweſen iſt, kann ich hier nicht aufzählen. Unter anderem wurde er in Wien, gerade in beklemmten Verhältniſſen, ſelbſt als Kavalier, Hofmeiſter bei einem hieſigen Kavalier. Das griff er, wie alles, mit ungeheurer Energie an und brachte es durch ſeinen ganzen Anſtand in der Sache zu einer förmlichen glücklichen Revolution in der Wiener Hofmeiſterwelt.“ — Geſehen hatte er faſt ganz Europa. Er war in Nordamerika, dann in engliſchen Dienſten in Südafrika. Nach dem Tode ſeiner Frau, von der er geſchieden war, wurde er

der Johanneskirche in Wien, der Cyrill- und Methudkirche in Prag, des Domes von Djakowar, war häufig schweigsamer Beisitzer des Kreises.

Ein Kunstfreund und Sammler, Christoph Endris aus Ulm, ein liebenswürdiger Protestant und aufrichtiger Verehrer der wiedererweckten christlichen Kunst, war, obwohl älter, der letzte von all diesen Freunden, der meinen Vater überlebte, und blieb ihm bis zum Tode in warmer Anhänglichkeit zugethan. Zu den regelmäßigen Besuchern der Dienstags-Abende gehörte auch der ehemalige Carlistenkapitän Dr. Lüncker aus Darmstadt. Auch ein jüngerer Regierungsbeamter, Eduard Waidele, und der kunstfreundliche, um das kirchliche Leben in Wien hochverdiente jetzige päpstliche Hausprälat und Dechant von St. Peter, Josef Willim, weilten gerne in diesem Kreise. Eine hervorragende Persönlichkeit in demselben war Dr. Joseph Fick, damals Lehrer der Geschichte bei den Söhnen des Erzherzogs Franz Karl, von 1839 bis 1848 unser Hausgenosse, da er das in der Folge von meinem Vater als Arbeitsraum benützte Zimmer eine zeitlang Thür an Thür mit einem zweiten Hausgenossen, dem Maler Binder und später mit v. Schröter zusammen, dann allein bewohnte.

Fremde Künstler ernster Richtung, die Wien besuchten, kamen häufig in diesen Zirkel, der sich dann mit geringen Modifikationen auch bei Kupelwieser zusammenfand. Ein warmer, völlig ungezwungener Ton machte die Gesellschaft für junge Leute besonders anziehend. Dem Hausherrn im grauen Schlafrock wars erst wohl, wenn die Freunde aus den stehenden Gruppen sich um die Tafelrunde zusammengeschlossen hatten und der Tabakrauch, den die anwesenden Frauen sich gerne gefallen ließen, sich in Wolkenschichten über dem runden Tische lagerte. Bald war das heutzutage alle wirkliche Geselligkeit beeinträchtigende Einzelgezwitscher der Paare, das unsere Salons wie große Volièren erscheinen läßt — durch irgend eine Mittheilung von allgemeinem Interesse zu einem gemeinsamen

Maltheser-Ritter, da man eben mit einer Reform des Ordens, namentlich in Bezug auf die Wiederherstellung der Krankenpflege, umging. Als solcher wurde er nach Jerusalem geschickt. „Seit dem Beginne des Kulturkampfes in Preußen hörte man öfters von ihm in den Zeitungen und er war fast bei allen Katholiken-Petitionen unterschrieben. In den späteren Siebziger Jahren vernahm ich, daß er gestorben sei." († 10. Dezember 1878.)

Gespräche ausgeglichen: Italien, Rom und der unvergeßliche Aufenthalt daselbst; die gemeinsamen in Rom erworbenen Freunde, von denen hie und da einmal einer leibhaftig in der Gesellschaft auftauchte; Erlebnisse und Anekdoten der fröhlich ernsten Periode des römisch-deutschen Kunstaufschwunges; München und die Fortschritte der Kunstthätigkeit unter König Ludwig und anderwärts; die Wege, die jeder Einzelne der Freunde durch Dornen und Disteln zu dem ihm vorschwebenden Kunstideale zurückgelegt hatte; köstliche Anekdoten über Charakterfiguren aus den alten Akademien, aus dem alten Wien, z. B. der alte Custos Nuß aus dem Belvedere und seine hyperbolische Redeweise, romantische und patriotische Begeisterung; neue Erscheinungen auf litterarischem Gebiete, Belletristik und Geschichte, insbesondere der alte Görres und seine Schaar, das Erwachen des katholischen Bewußtseins seit dem Kölner Ereignisse — das waren Kernpunkte, um die sich das Gespräch gerne bewegte. Ich erinnere mich gar wohl des für uns Kinder, die wir gerne zeitweilig unter den Herren geduldet wurden, sehr unliebsamen raschen Umschwunges von den heiteren Künstlergesprächen zu den politischen, der mit den Schweizer Unruhen 1847 eingetreten war.

Einen kleinen Kreis von anderer Färbung bildeten die beiden Familien der Landsleute und Jugendfreunde meines Vaters, der Professoren der Medizin, Stephan und Karl Damian Schroff. Die Freunde hatten nicht nur die Kindheit zusammen in Kratzau verlebt, sondern auch in Prag wieder zusammen gewohnt und waren mit kurzer Unterbrechung ihr ganzes Leben vereint geblieben, da sie alle nach Wien kamen, wo Stephan schon 1853 gestorben, Karl Damian aber als liebevoller Hausarzt seinem Freunde Führich noch in der Todeskrankheit 1876 beigestanden hat. Da ward die gemeinsame Erinnerung an die frühe Jugend und die heimatlichen Berge und Wälder, an allerhand Jugendstreiche und Persönlichkeiten lebendig, die damit verflochten waren. Da tauchten hundert Anekdoten auf, für die mein Vater ein merkwürdig klares Gedächtnis hatte und die er gerne im heimischen Dialekt erzählte. Charakterfiguren, wie die des Tuchmachers Tugemann aus Reichenberg und seines Gesellen Horn Jusel (Josef Horn) — Persönlichkeiten, die von der Elbe bis ins Riesengebirge allgekannt und wohlgelitten waren, illustrierten harmlose allgemein menschliche Schwächen und Eigenthümlichkeiten in allerhand lustigen Geschichten, die z. B. den

ernsten Rechtsgelehrten K. E. Jarcke, der mit seiner Gemahlin regelmäßig an Samstagen Abends zu Gast kam, später Phillips, und selbstverständlich auch die Künstlerfreunde höchlichst ergötzen konnten. Bei Jarcke war Sonntags Gesellschaft, die Vater und Mutter mit Dr. Fick regelmäßig des Abends besuchten. Von einzelnen Freunden, die seltener kamen, müssen für die frühere Zeit jedenfalls Sebastian Brunner und J. E. Veith genannt werden, der ja durch seine Feder einzelne Publikationen meines Vaters, wie den von J. Binder radierten Zyklus „Die geistige Rose", einleitete. Durch Jarcke und Pilat, mit dessen Familie mein Vater schon seit seiner italienischen Reise bekannt war, war in älterer Zeit die Berührung mit dem Historiker Buchholz, dem Botaniker Endlicher, Hübner, später Hurter u. a. gegeben. Zu vorübergehendem Besuche kam auch Guido Görres, für dessen Festkalender mein Vater Beiträge lieferte, ebenso Eichendorff u. a. — Jarcke's hatten meine Eltern als junges Ehepaar bei deren Uebersiedlung von Prag so freundlich in Wien empfangen und diese vergaßen ihnen niemals die damals erwiesenen Liebesdienste. In den letzten, durch schwere Krankheit getrübten Lebensjahren waren sie fast die einzigen täglichen Besucher des schwergeprüften edlen Freundes.

Aber verweilen wir auch ein wenig bei den Stürmen des Jahres 1848. Nach dem Bruderkriege in der Schweiz waren Flüchtlinge in Wien angekommen. Verhörrichter Amman besuchte auch unser Haus und erzählte in seiner drastischen Weise die Vorgänge in der Heimat. Immer trüber wurde es auch in Oesterreich. Jarcke, der durch seine Stellung von den Vorgängen genaue Kenntnis hatte, sah den Sturm mit Sicherheit fast auf den Tag voraus.

Ungeachtet der vielfachen Misère des damaligen Regimes, unter der jeder Aufschwung zu leiden hatte, ungeachtet mein Vater gerne einen Ausspruch Fr. Schlegels citirte: „Wo sie einen Geist verspüren, da wandelt sie die Gespensterfurcht an" — war er doch keinen Augenblick auf der Seite der gewaltsamen Bewegung, an die manche edle Freunde in den ersten Tagen Hoffnungen knüpften. Seinem lebhaften, der Polemik nicht abholden Wesen stand eine tief wurzelnde Pietät gegen die bestehende Ordnung gegenüber. Sein zart besaitetes Gemüt, seine allzeit rege Phantasie bewegte

sich in Idealen, die hoch über der Wirklichkeit standen, und so sehr sein frisches, jugendliches Erfassen und Zugreifen bei künstlerischen Entwürfen seinen Freunden und Schülern imponierte, so daß letztere mit wahrer Begeisterung an ihm hingen, so wenig verstand er sich auf Weltläufigkeit und Lebensgewandtheit. Er, der bis ins Mannesalter, als er schon die Stütze der Familie war, gerne der elterlichen Autorität und mit einigem Widerstreben, aber auch mit der Einsicht der eigenen Unzulänglichkeit in praktischen Dingen den Rathschlägen väterlicher Freunde sich unterordnete, konnte sich von einem gewissen Mißtrauen in alle Veränderungen seiner äußeren Stellung und Umgebung nicht lossagen. Er stellte sich nicht zur Wehre, wenn ihm z. B. bei seinen Vorträgen über Kompositionslehre der Professor, an dessen Hörsaal er gewiesen war, den Tisch vor den Katheder hinabstellen ließ, weil es nur diesem Professor zustehe, die Katheder zu besteigen. Tausend kleine Nergeleien ließ er sich gefallen, ohne zu reagieren, obwohl sie ihm das Leben verbitterten. Eine äußere Aktion auf eigene Gefahr war nicht nach seinem Sinne, um so weniger, wo sie gegen gottgewollte Ordnung und Gesetz sich erhob, wo sie gleich im Beginne unmittelbar gegen das Heilige sich kehrte und wo er einsah, daß niemand im Stande sein werde zu sagen: Bis hieher und nicht weiter. Schon der 13. März 1848 war ein Schreckenstag für unser Haus. Man war mit Gewalt in die nahe gelegene Kirche Maria am Gestade eingedrungen, nachdem schon mehrere Tage vorher den frommen Vätern des Redemtoristen-Ordens, die das Gotteshaus versahen, Drohungen zugegangen waren. Die Sturmglocken erschallten. Die Geistlichen flüchteten im ersten Schrecken und suchten und fanden Obdach in befreundeten Häusern, so auch in dem unseren.

Die Physiognomie der Stadt war von nun an ganz und gar verändert. Bei einem Rundgange, den der Vater, die weiße Kokarde am Rocke, mit mir des Abends unternahm, sah es unheimlich genug aus. Klafterhohe Flammen loderten aus abgebrochenen Gaskandelabern, das Militär lagerte auf dem Glacis in imponierenden Massen und ernster Zurückhaltung. Schon war ja Blut geflossen. Ein Kollege an der Kunstakademie hatte durch eine verirrte Kugel seine Frau verloren. Man las auf allen Gesichtern, daß ein Riß geschehen in der bestandenen Ordnung, wie nie zuvor. Es folgten Tage der höchsten Aufregung: die Proklamation der Konstitution,

der Bürgerwehr, der Preßfreiheit mit all ihren Ausschreitungen und Ueberschwenglichkeiten, von denen ein Freund unseres Hauses, Ministerial-Sekretär von Streinsberg, immer genaue Kunde brachte.

Die Umgebung unseres Hauses bot nach den beiden Richtungen Süd und Nord ein ganz verschiedenes Ansehen. Jubelnde Haufen von Studenten, Bürgermilitär, denen sich allerlei beschäftigungsloses Volk anschloß, durchzogen bewaffnet die Straße, aus den Fenstern mit bunten Bändern und Blumen überschüttet. Dann gabs wieder Aufzüge der Zünfte aus den uns benachbarten Herbergen der Schlosser, Bäcker, Schuster, in allerhand Kostümen und mit Schaustücken der sonderbarsten Art. Bald darauf wieder Allarmtrommeln, das die Nationalgarde unter irgend einem Vorwande zu den Waffen rief. So die Physiognomie der Südseite. Der Arsenalhof gegen Norden war dagegen zum stehenden Feldlager des Militärs geworden, das da bivouakierte. Der Kontrast zwischen dem Fastnachtstreiben der Straße und dem nüchternen Zuwarten des Militärs war eigenthümlich bezeichnend für die Verhältnisse. Zuweilen, wenns wieder einen Krawall geben sollte, fuhren dann die Kanonen rasselnd durch die Straßen, die Kanoniere mit brennenden Lunten daneben, um nach einigen Stunden wieder heimzukehren. Mein Vater hatte an der Akademie den jungen Leuten eine zur strengen Wahrung der Ordnung mahnende Ansprache gehalten. Aber es war auch da alles aus Rand und Band, und wenn er im allgemeinen dort unangefochten blieb, war doch durch die tolle Zeit einer seiner liebsten Schüler völlig aus der Bahn geworfen worden.

Der 6. April brachte unserem Hause neuen Sturm. Der Rektor der Redemtoristen, die nach dem 13. März wieder nach Maria Stiegen zurückgekehrt waren, hatte im Gefühle, daß ihres Bleibens nicht lange sein werde, die kostbaren Paramente auf unserem Dachboden zu verwahren gebeten, welchem Wunsche meine gute Mutter mit aller weiblichen Sorgfalt entsprach. Am Morgen jenes Tages wurden die ehrwürdigen Priester unter Insulten aus ihrem Kloster und aus der Stadt vertrieben. Ein nach hunderten zählender Pöbelhaufe, einige Nationalgardisten und Studenten an der Spitze, wälzte sich, da die erhofften Reichthümer im Kloster nicht gefunden wurden, gegen unser Haus. Eine Anzahl drang mit Waffen in die Wohnung und verlangte die Auslieferung von an-

geblich hier verborgenen Geiſtlichen und Schätzen. Man ſagte, ein Dienſtmädchen habe den Aufbewahrungsort verraten. Allerdings war aber auch die Uebertragung der voluminöſen Kirchengewänder ohne die geringſte Heimlichkeit am hellen Tage erfolgt, und konnte bei der Ueberfüllung unſeres Wohnhauſes mit Bewohnern, insbeſondere in den Manſarden des 5. und 6. Stockwerkes gar Vielen aufgefallen ſein. — Man ſuchte jedoch Geld in ſehr unverſchämter Weiſe und war unzufrieden, als man es nicht fand. Stundenlang kamen immer neue Zuzügler in die Wohnung, aus der jedoch nichts geſtohlen wurde. Unſer Haus blieb vom Morgen bis gegen Abend umlagert und durch eine Wache der akademiſchen Legion von jedem Verkehr abgeſchnitten. Die ſpäteren Eindringlinge riſſen die Siegel von dem Verwahrungsorte des Kirchenſchatzes ab, die die erſten angelegt hatten, und ſchleppten die ſchönen Paramente auf Andringen meines Vaters, der mit zitternder Hand ein Verzeichnis aufſchrieb, und meiner lieben Mutter, der das Bewußtſein verletzten Hausrechtes eine mir unvergeßliche einfache Würde des Auftretens verlieh, auf das Rathhaus.

Dies alles ſchnitt meinem Vater durchs Herz. Ruhe und Sammlung zu künſtleriſcher Thätigkeit war unmöglich geworden. Zum erſtenmale, ſo lange ich mich erinnere, nahm er bei einem Bilde „der reiche Fiſchzug“ ein lebendes Modell zu Hilfe. Das künſtleriſche Gedächtnis ſchien ihn zu verlaſſen. Es vergingen Wochen des fruchtloſen Ringens nach einer geordneten Thätigkeit. Abermals, während der Abweſenheit der Eltern, wurde uns ſogar ein abendlicher Beſuch von in der Rolle der Polizei ſich gefallenden Muſenſöhnen zu teil, die nach verſteckten Prieſtern ſelbſt den Kamin durchſuchten. Es kam der Tag der ſogenannten Sturmpetition, und drei Tage danach war der Kaiſer von Wien heimlich abgereiſt. Das brachte vielfache Ernüchterung.

Ein Bruder meiner Mutter, Apotheker in Schönlinde, ſandte eine der Couſinen, Emilie, um ihren Bruder, der als Univerſitätsſtudent der akademiſchen Légion angehörte, zur Heimkehr zu bewegen, und ließ unſerer ganzen Familie ſein Haus als Zufluchtsſtätte anbieten. Mein Vater konnte ſich trotz der ungeheueren Aufregung, in die ihn die Verhältniſſe gebracht hatten, nicht zur Abreiſe entſchließen. Da kamen die wüſten Tage des Mai. Eine Nacht voll wirren Getöſes bei erzwungener Illumination aller Fenſter, voll

Zerstörung bei hastigem Bau der Barrikaden, Sturmglockengeläute und Gebrüll trunkener Banden des Pöbels, der sich zur Vertheidigung rüstete. Es sollte siedendes Wasser bereit gehalten, sollten Pflastersteine auf den Fenstern aufgeschichtet werden, um sie auf die Soldaten des Fürsten Windischgrätz zu schleudern, von dessen bevorstehender Ankunft gefabelt wurde. Es war unleidlich geworden in Wien. — Der Morgen nach dieser wüsten Nacht brachte einen neuen Einladungsbrief des guten Onkel Gaßner. Ein Kaufmann aus derselben Gegend, der sonst in keiner Verbindung mit uns stand, kam zu Besuch und erbot sich unaufgefordert, Verpackung und Versendung unserer wichtigsten Habseligkeiten in größter Eile zu besorgen, wenn wir etwa, wie so viele, die Stadt verlassen wollten. Nun, am 27. Mai entschloß sich der Vater zur Abreise und am Abende desselben Tages fuhren wir, neun Personen an der Zahl — unsere Familie sammt Großmutter und Tante und die beiden Kinder des Onkels — durch eine eben noch offen stehende Lücke der großen Barrikade vor unserem Hause auf Umwegen dem Nordbahnhofe zu und reisten mit einem unabsehbaren Zuge von Flüchtlingen ab. Die Nacht war unruhig. Ueberall wurde laut gesprochen. An allen Stationen gab's Nachfragen: wie es denn in Wien stehe, ob man von Dem oder Jenem nichts wisse. Von Colin aus erreichten wir am nächsten Abend die Stadt Bunzlau; dort wurde übernachtet.

Zum erstenmale wieder wohlthätige Ruhe, höchstens Hundegebell, das Krähen eines Hahnes, der Ruf des Nachtwächters. Ein heller Frühlingsmorgen leitete den folgenden Tag ein. Es war der erste Bittag. Mein guter Vater konnte seiner Rührung nicht Herr werden, als er beim Erwachen friedlichen Kirchengesang vernahm. Die Bittprozession zog über den Platz des Städtchens. Rasch war Jung und Alt aus den Federn und bald wanderte unser kleines Häufchen den sonnigen Berg hinan, die älteren Angehörigen und meine zwei kleinen Schwestern Anna und Paula im schweren Reisewagen; ich mit dem guten Cousin Josef, dessen Uniform der akademischen Legion allein noch an die tolle Hauptstadt erinnerte, der er gerne den Rücken kehrte, voran den blauen Waldbergen des böhmisch-sächsischen Grenzlandes zu. Die gastfreundlichen Verwandten empfingen uns des Abends aufs herzlichste in ihrem stattlichen Hause, in dem unsere Familie nun ein Jahr lang Freud und Leid erleben sollte. Auf täglichen, kleinen Wanderungen, die mein Vater meist mit

unſerem Vetter Dr. Ludwig Hocke, dem Arzt des Städtchens, und deſſen rüſtiger jungen Frau, unſerer Couſine Eliſe, in die ihm in der Jugend ſo lieb gewordenen Nadelwälder machte, griff er wieder zum Skizzenbuche und erlangte bald, wenn auch nicht die frühere unbefangene Heiterkeit ſo doch die volle künſtleriſche Geſtaltungskraft wieder.

Ein Wort über das Verhältnis der kirchlichen Baukunst zu den bildenden Künsten in der Gegenwart.*)

Ein geistvoller Bischof nannte einmal den Stephansthurm in Wien ein steinernes Sursum corda. Dies treffende Wort ließe sich auf die kirchliche Baukunst als solche anwenden.

Ist sie es nicht, die in den dämmernden Hallen, in den lichtdurchströmten Hochschiffen unserer romanischen und gothischen Dome die schweifenden Gedanken sammelt und erhebt? Das Erhabene auszudrücken, den christlichen Gottesgedanken zu erwecken, die Einheit in der Vielheit, die Harmonie der Schöpfung im Sinne des Christenthums uns nahe zu legen — das Alles ist Aufgabe dieser herrlichen Kunst, der Mutter der bildenden Künste und ihrer Vorläuferin. Einen Tempel hatte die jüdische Vorkirche, die den Allmächtigen als ihren Herrn kannte und fürchtete, aber kaum seinen Namen aussprechen, kein Bild von ihm sich machen durfte.

In den christlichen Zeiten ist dies anders. Das Sursum corda ist nur Einleitung zur Präfation, die nicht nur das Geheimnis der Einheit Gottes in der Dreiheit, sondern die ganze Geschichte des Erlösers in einer langen Reihe von Bildern seines irdischen Lebens und des Lebens seiner Kirche im Wechsel des Kirchenjahres uns vorführt. Da reicht die bauende Kunst nicht mehr aus und wenn sie auch in ihrer symbolischen Gliederung manches hievon von ferne anzudeuten vermag, so bedarf das christliche Gotteshaus, soll

*) Abgedruckt in „Histor. polit. Blätter Bd. LXXXIV." München 1879.

es anders ein volltönender, künstlerischer Ausdruck des Christenglaubens sein, der bildenden Künste nicht als Schmuck — nein, als wesentliche Ergänzung und Belebung des in den baulichen Formen gegebenen Grundtones.

Wollten wir uns begnügen mit dem unbestimmten Sursum corda, das die baulichen Verhältnisse schöner Kirchen uns zurufen, so wäre dies auf künstlerischem Gebiete ein Rückschritt ähnlich jenem vom Kirchenglauben zum Deismus.

In den großen Zeiten der Kunst, da manche Künstler Architekten, Bildhauer und Maler zugleich waren, verstand es sich von selbst, daß die Künste gegenseitig einander durchdringen und ergänzen müssen, um wahrhaft lebendige Werke zu schaffen.

Nachdem das, was man den Styl im öffentlichen und Familienleben nennen könnte, wir meinen das aus der Einheit und Allseitigkeit christlicher Anschauung hervorgegangene organische Leben in allen seinen Aeußerungen verloren gegangen war, griff die Verwirrung auch in den höchsten Gebieten der Kunst um sich. Das Ende war Verdrängung des Styls durch manierirte Unnatur, die um so greller hervortrat, wenn sie die Gegenstände, die tiefsinnige Zeiten nur mit heiliger Scheu zu behandeln wagten, durch ihre tollen Coquetterien aufputzen zu müssen meinte. Die Maler verrenkten ihren von sturmbewegten Gewändern umflatterten halbnackten Gestalten die Gliedmaßen, die Plastiker formten Wasserfälle, Wolken und Sonnenstrahlen und beide überschritten die von den Architekten möglichst verwischten konstruktiven Formen der Bauwerke mit ihren opernhaften Allegorien und Apotheosen.

Hatte die Malerei in der schlimmsten Zeit des Rococo eine in fremdes Gebiet übergreifende Herrschaft geübt, indem ein sogenanntes pittoreskes Element durch alle Werke der Baukunst und der Plastik ging, und war diese Herrschaft einer entarteten, aber lebensgewandten Schwester nicht zum Vortheile ihrer Mitschwestern, speziell auch der Baukunst ausgeschlagen — so bewies ihre Möglichkeit doch bei aller Verschnörkelung noch eine gewisse Lebensgemeinschaft der Künste und war nur denkbar durch einen Rest der Tradition von ihrer Einheit. Getrübt, verzerrt bis zur Unkenntlichkeit war das Gefühl davon noch nicht ganz erloschen, daß ein Bauwerk ohne bedeutungsvolles Bildwerk der Welt im Großen dem schönen Erdendome gleicht ohne die Welt im Kleinen, den Menschen, der ja

wieder das Maß der Dinge ist und „den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal denkt.“ Es bestand noch ein letzter Rest der Empfindung, daß in den Künsten, wie bei der Schöpfung des Menschen, dem Bau des Leibes der Odem des Lebens vonnöthen ist, daß dieser, durch die bildende Kunst vermittelt, des Leibes Züge durchleuchtet. Letztere konnten freilich nicht besonnenes Ebenmaß an sich zeigen, als ihre Herrin in affektierten Coquetterien und tändelnden Spielereien ihr Leben verpraßte.

Die Buße dafür war die künstlerische Hungerperiode des „Klassizismus“ — eine Erkaltung der Künste in sich und gegen einander.

Dann folgte, ausgehend von den Meistern der Malerkunst, die sich praktisch noch zum Teile an Barockmalern gebildet hatten und deren technische Meisterschaft kannten und anerkannten, deren Manier und frivole Tändelei aber verwarfen — ernste Genugthuung.

Aber das Band, das die Künstler vereinte, war gelockert, wenn nicht zerrissen, und sollte erst neuerlich wieder geknüpft werden. Das wollte Cornelius und sein Wahlspruch: „Nicht die Künste, sondern die Kunst.“ Rom war der Ort, wo die Künstlerherzen sich zusammenfanden, wo sich ihnen Maß und Ziel ihres Strebens verdeutlichte, wo durch die ersten Fresken wieder die alte Ehe zwischen Architektur und Malerei erneuert wurde. Aber das moderne Italien hatte kein Verständnis für den Ernst dieses Kunststrebens und auch auf dem harten Boden des deutschen Vaterlandes wollte sich dasselbe, ungeachtet der kräftigsten Förderung eines großherzigen Königs, nur mühsam einleben.

War es ein naives Unternehmen, wenn es überhaupt im Ernste gemacht werden wollte, einen neuen Baustyl zu *erfinden*, so hatten jene Männer ohne derlei Prätensionen Hand angelegt, sich selbst im Leben und in der Kunst auf den ewigen Grundfesten neu zu erbauen. So, meinten sie, käme der Styl von selbst, natürlich auf der Basis des durch die Vorzeit Errungenen, nur mit Ausscheidung alles Krankhaften. — Eine Kunstsprache der Gegenwart bei freier Bewegung aller ihrer Mundarten.

Aber Ernst und Vertiefung sind nicht nach dem Geschmacke unserer Tage. Woher sollte die Ueberzeugung in der Kunst, deren Ausdruck der Styl ist, kommen, wenn beides im Leben fehlt. Und dennoch konnte man ihren Schein nicht missen, die Harmonie, ohne die alle Kunst aufhört.

Wie die Malerei als die innerlichste der augenfälligen Künste naturgemäß berufen erscheint, eine Vertiefung auf dem Gebiete dieser Künste anzubahnen, so liegt es wieder nahe, daß die gegentheilige Bewegung von der „am wenigsten innerlichen" der schönen Künste, wie ein bedeutender Architekt jener Tage die Baukunst nennt, ausging. Hier liegt der Schlüssel zu einer Reihe von Entwickelungen. Einen eigenen Styl können wir nicht haben, so lange uns die Einheit des Lebens fehlt, und diese finden wir nicht, wenn wir sie nicht von ganzem Herzen suchen. Wir bauen also sozusagen nach dem Diktionär in allen Stylen, eignen sie uns in allen ihren Details mit feiner Beobachtung und mit großem Fleiße an, sammeln diese in unsere Mappen und schlagen bald diese bald jene auf, je nachdem wir gothisch oder griechisch oder arabisch oder im Renaissancestyl bauen wollen. Ein solcher Zustand aber muß, sobald er als normaler acceptiert wird, nothwendig zu noch größerer Verflachung führen. Was Reichthum scheint, ist höchste Armuth. Es ist merkwürdig, daß die Todesstunde der großen Kunst in den neuesten Zeiten so ziemlich zusammenfällt mit der Geburtsstunde unserer „Kunstindustrie". Die unter Fanfaren der Kunstschriftstellerei zu autonomer Göttlichkeit erhobene Kunst sinkt in den Bann der Alltäglichkeit. Anstatt daß sie, auf rechter Höhe erhalten, auch das Kleinste, was dem Leben dient, mit ihrem Strahl durchleuchtet, wird sie, ihre priesterliche Mission aufgebend, zur Dienerin des Luxus und muß ihre höchsten Formen verschwendet sehen an das Bedeutungslose.

Aber haben nicht unsere großen Maler, sogar Cornelius, für künstlerische Belebung des Gewerbes sich interessiert und dazu Hand angelegt? Gewiß! aber vom Gedanken aus fanden sie die Formen. Uns ist der Gedanke verloren gegangen und wir tändeln nur noch mit Formen, die unsere Vorfahren erdacht, und wenden sie unleugbar mit Gewandtheit und Geschmack auf tausenderlei Nippsächelchen und Gefäße, auf allen möglichen und unmöglichen Hausrath an. Soll uns etwa das Kerzengeflimmer der Schauläden, das in bunten Farben auf all dem niedlichen Tand sich spiegelt, die Schönheit vergessen lehren, die vom ewigen Sternenhimmel leuchtet? Wir sind unendlich genügsam geworden. —

Beim Bau der alten Pinakothek in München hatte Klenze nahezu hunderttausend Gulden für Seidentapeten veranschlagt, mit

denen die Wände der Gemäldesäle zu bekleiden wären. Cornelius äußerte sich in einem Gutachten an den König: „Die Kunst der Malerei steht ärmlich und vernachlässigt neben diesen ungeheuren Ansprüchen des Luxus und dennoch, wie bescheiden auch der Künstler von sich denken möge, kann er zuversichtlich behaupten, daß seine Werke noch dauern und mit Vergnügen und Nutzen werden betrachtet werden, wenn alle seidenen Tapeten längst zerrissen und alle Vergoldungen längst geschwächt und erblindet sind." Er hatte wohl recht, sich auf den Spruch des Griechen zu berufen: Wir achten nicht Gold und Glanz, sondern allein Weisheit und Kunst. Das war ein Appell ernster Art an die stolze prunkende Baukunst. Aber Cornelius erklärte sich einverstanden, daß die Darstellungen in den Loggien der Pinakothek leicht und arabeskenartig gehalten werden. „Doch alles wahrhaft Leichte, Heitere und Phantastische muß aus der Tiefe und Fülle des Gefühls, der Phantasie, ja des reifsten und gediegensten Ernstes des Gedankens hervorgehen. Die Leichtigkeit muß durchaus eine anscheinende sein und soll sie nicht oberflächlich und zur Werthlosigkeit gemeiner Dekoration herabsinken, so muß sie das Resultat eines dem Heiligsten und Größten der Kunst geweihten Lebens sein." „Nur der Maler der Stanzen konnte die Loggien concipieren." „Geben wir uns zu früh einer falschen Leichtigkeit hin, so glaube ich prophezeien zu können, daß Dinge entstehen werden, die schielend, glatt und schaal sein dürften, wie die sogenannte Fortsetzung der Loggien durch die Zuccheri, die wir nur mit Ekel und Unwillen ansehen können." Das war zu ernste Wahrheit und konnte der Zeitgeist nicht dulden.

Der edle Meister mußte bald den Wanderstab ergreifen, aber er hatte richtig geschaut. Wohl ihm, daß er nicht mehr hört, wie das, was ihm der Kern und das vor allem Werthvolle an der Kunst zu sein schien — das Bedeutungsvolle in ihr, unter der Bezeichnung „das Gedankenhafte", aus ihr verbannt wird; wie man folgerichtig gerade bei monumentalen Aufgaben der bildenden Künste nur noch von „dekorativen Künsten" spricht; wie man in Mittelpunkten moderner Kultur bei Millionen beanspruchenden, ernsten Zwecken gewidmeten Bauten, an denen Granit und Marmor und Riesensäulen und Riesencapitäle aus einem Werkstück gehauen im reichsten Maße verschwendet werden, ernstlich darüber berath, ob die anzubringenden Metopen- und Giebelfelder nicht aus Terracotta herzustellen seien;

wie man wegen Ausmalung eines großen Kirchenbaues nur mit dem Dekorationsmaler akkordiert, der dann für den figuralen Teil der Dekoration seinen Mann zu suchen hat.

So sehen die Früchte des Grundsatzes in der Praxis aus: die bildende Kunst habe sich der Architektur lediglich als Schmuck zur Verfügung zu stellen. Wir begreifen dieses Prinzip, wenn es der Zeitgeist aufstellt, dem die Kunst nichts mehr ist, als raffinierter Luxus, und der wie ein Schauspieler heute in dieser, morgen in jener Vermummung sich gefällt, da er vor der eigenen Erfahrung zurückschrecken müßte. Wir begreifen es nicht, wenn es in der kirchlichen Kunst vertheidigt werden will.

Welch' große Bedeutung und Macht dem Bilde innewohnt, zeigt schon das Verbot desselben im Gesetze Mosis und auf der anderen Seite seine Anbetung in der Heidenwelt. Nun kommt die Fülle der Zeit. Gott wird sichtbar, tastbar, ein Bruder der Menschen, und das Verhältnis der Künste zur wahren Gottesverehrung wird ein anderes. Die Bildnerei tritt sozusagen in den Vorgrund, sogar vor der Kunst des Wortes — denn „das Wort ist Fleisch geworden" und „wir *sahen* seine Herrlichkeit" — und so ist das herrlichste Bild in dem großen Dom der Erde hineingestellt, hineingeboren, gewiß genau an rechter Stelle von dem allsehenden Bildner, der Adams Leib gebildet, und zugleich allgewaltigen Baumeister, der der Erde Festen gegründet, eingefügt. Aber ehe er den Erdendom baute, kannte er das Bild, denn er ist es selbst, und er baute die Erde mit aller ihrer Zier für dieses Bild.

Diese Ueberzeugung scheint uns der christlichen Anschauung von der Bildnerei zu Grunde zu liegen.

Das Verlangen der ältesten Kirche nach Festhaltung des Bildes des Erlösers und seiner Mutter spricht sich in der Tradition aus, der heilige Lukas habe ihre Züge in einem Gemälde aufbewahrt. Wie schwindet so rasch die Furcht vor dem Falle in die Abgötterei, das Verbot, sich ein Bild von Gott zu machen, ja die Vorstellung von dem Unendlichen auch nur so weit zu verkörpern, als dies mit dem flüchtigen Laute seines Namens geschieht. Wie tritt an ihre Stelle die *Verehrung* der Bilder, ein Grad der Werthschätzung, wie sie keiner Kunstschöpfung in den anderen Formen der Künste zu Theil wurde. Schaaren von Märtyrern hat die Begeisterung für die christlichen Bilder während des ein Jahrhundert füllenden Sturmes

gegen dieſelben in der erſtarrenden orientaliſchen Kirche uns gegeben. Die Bilder waren es wieder, die in der occidentaliſchen Kirchenſpaltung zunächſt der Zerſtörung verfielen. Die Kirche hielt die Frage von der Bilderverehrung für ſo bedeutend, daß ſie ein ökumeniſches Konzil zu ihrer Erörterung berief. Sie verzichtet im Nothfalle auf den geheiligten Raum zur Feier ihres Opfers, nicht aber auf das Bild des Erlöſers auf dem Altare.

Und das Alles ſollte geſchehen ſein und geſchehen eines „wenn auch bedeutſamen Schmuckes“ wegen?

Wie aber entſtand ein ſo eigenthümlicher, verderblicher Irrthum innerhalb der heiligen Kunſt? Wie konnte hier gegenüber dem Verſinken der profanen Kunſt in den Luxus jene Erſtarrung zur bloßen „Stylgerechtigkeit“ eintreten?

Das Erwachen des hiſtoriſchen Geiſtes im Anfange unſeres Jahrhunderts war weitverbreitet in Wiſſenſchaft und Kunſt. Auf dem Gebiete der letzteren durch die romantiſchen Dichter und Goethe ſelbſt angeregt, war mancher ſchüchterne Keim der Begeiſterung für die „altdeutſche“ Kunſt zur Reife gediehen. Die gothiſche Baukunſt war es, die, in ſo vielen Denkmalen verbreitet, zuerſt mit ihrer ſchwungvollen Poeſie die Herzen entzündete. Meiſter Dürer in ſeinen Holzſchnitten und die Wanderung der aus Schutt und Trümmern erſtandenen Boiſerée'ſchen Bilderſammlung thaten das ihrige hinſichtlich der bildenden Kunſt. Vorzüglich von den Malern ging das Streben aus, dem alten Ernſt und Tiefſinn in neuer Form bei ihren Zeitgenoſſen Eingang zu verſchaffen, was ihnen ſpäter ſo oft von Nachbetern eines abſprechenden Wortes Goethe's zum Vorwurfe gemacht wurde, als ſuchten ſie in beſchränkter Einſeitigkeit die Kunſt des Mittelalters wieder aufzuwärmen.

Für die minder ſchöpferiſchen Kräfte lag allerdings die Verſuchung nahe, in der Einfalt und dem unerreichten Tiefſinn der Alten zu ſchwelgen und die Annäherung an dieſe Fundamental-Vorzüge durch Imitation ihrer naiven Aeußerlichkeiten und Mängel zu verſuchen. Die mächtigeren Talente aber hielten ebenſoſehr, als ſie erkannten, auf welchen Grundlagen die milde Kraft eines Rafael, die gemüthstiefe Strenge eines Dürer erwachſen war, an der Pflicht der Gegenwart, an ihrer eigenen Pflicht feſt, auf dieſen Grundlagen Selbſtſtändiges zu bilden. Eben weil ſie mit glühender Begeiſterung die Wunderwelt der alten Kunſt erfaßten und ihr in ihren Wurzeln

nachstrebten, hielten sie es mit Recht für Profanierung derselben, deren Aeußerlichkeiten zu copieren, wiewohl solches jurare in verba magistri in jeder Lehrzeit vorübergehend vorkommt.

Aber wie in der Wissenschaft nicht jene Schüler des Lehrers Gedanken fortzupflanzen pflegen, die seine Worte ängstlich nachschreiben, so ists auch in der Kunst. Der Buchstabe tödtet, der Geist aber macht lebendig. Das zeigt sich wohl am deutlichsten an der versteinerten Kunst der orientalischen Kirche gegenüber der fortlebenden in der Weltkirche. Freilich ist alle freie Bewegung von tausend Gefahren bedroht und großen Verirrungen unterworfen. Wohl mit Recht ist jeder ernste Künstler, jeder Christ, der in den Geist der Kirche einzugehen sich bemüht, entrüstet bei dem Anblicke des flitterhaften Schmuckes, der ganz sinnlosen Verunstaltungen, womit die letzten Jahrhunderte unsere herrlichen Dome überkleideten. Aber man fiel in das entgegengesetzte Extrem einer kalten „Stylgerechtigkeit", die in ihrer Weise auf einer Linie steht mit der ängstlichen Kostümtreue, auf die unsere modernen Maler in eben dem Maße immer mehr Gewicht legen, je weniger inneres Leben sie mit eigener Schöpferkraft in ihre Werke zu übertragen vermögen. Es ist sehr die Frage, ob es der richtige Vorgang war, die Werke dreier Jahrhunderte, die unsere Eltern und Voreltern oft mit frommer Hingebung geschaffen, vor denen sie gebetet haben, aus unseren Domen ausnahmslos hinauszuräumen. Wer würde es nicht mit Freude begrüßen, wenn ein in einen gotischen Bau eingesetztes kassettiertes Tonnengewölbe entfernt, wenn die vermauerten Fenster mit ihrem Maßwerk wieder eröffnet, aller bloße Flitter aus dem Gotteshause verwiesen und sorgsam die Spuren dessen aufgesucht und erhalten werden, welche von der Einfachheit und Größe der Zeiten sprechen, in denen jene herrliche Werke entstanden.

Unsere ehrwürdigen Dome sind jedoch mehr als bloße Baudenkmale. Wir erhalten und restaurieren sie nicht wie etwa einen antiken Triumphbogen aus rein historischem und ästhetischem Interesse. Sie leben ja noch mit uns und sehen täglich das lebende Geschlecht den heiligen Dienst unter ihren Hallen verrichten, wie ein ehrwürdiger Patriarch, Vergangenheit und Gegenwart mit einander verbindend, unter seinen Enkeln und Urenkeln wandelt, mehr der Vorzeit als der Neuzeit angehörig, aber doch bereichert durch die Erfahrungen der letzteren. Man wird daher nicht aus Pietät die

Pietät auch gegen ſpätere Geſchlechter hintanſetzen und nie vergeſſen dürfen, daß die größte Baumeiſterin doch wieder die Geſchichte iſt, die ja an manchem alten Dome dem urſprünglichen Plane zuliebe gar nicht verwiſcht werden könnte, ohne das ganze Bauwerk zu zerſtören.

Das Studium der Kunſt vergangener Zeiten iſt nie ſo gründlich und ins Einzelne dringend, ſo objektiv betrieben worden als in unſeren Tagen. Es iſt eine ſammelnde Zeit, in der wir leben, und liegt gewiß eine ihrer mächtigſten providentiellen Züge in den außerordentlichen Mitteln, die ſich uns wie von ungefähr zu dieſem Zwecke förmlich aufdrängen. Das Studium der Geſchichte iſt von allergrößter Bedeutung für die Entwicklung der Zukunft und wird, ſo hoffen wir, noch Früchte tragen, wie nie zuvor. Aber wer es nur ein wenig verfolgt hat, wie das, was er ſelbſt erlebte und was allen Mitlebenden geläufig iſt, ſchon bei ſeiner Spiegelung im Geiſte der nächſten Generation, bei ſeiner Ueberlieferung an den nächſten Nachbar ſeine Geſtalt verändert, der wird nicht mehr an ſeine Macht glauben, Vergangenes, Fernes, wie es war, erneuern, übertragen zu können. Wenn er es verſucht, liefert er nur jenen Stoff zum Spotte, die an der Geſchichte, wie an allem Sein verzweifeln.

Oder iſt es etwa in den Künſten anders? Muß es nicht anders ſein in der Baukunſt, in der alles nach Maß und Zahl geordnet haarſcharf vor unſeren Augen liegt, und durch die Baukunſt, die das Subſtrat der anderen Künſte iſt, auch mit dieſen? — Wer dies meint, befindet ſich in einer Täuſchung, die ſich immer deutlicher als ſolche erkennen läßt, je concretere Geſtalt und Ausprägung, je mehr Innerliches in den Formen der Vergangenheit feſtgehalten werden will — mit anderen Worten: Am wenigſten erkünſtelt erſcheint ein neues, wohlgegliedertes Bauwerk in einem Style der Vergangenheit; die Künſtlichkeit ſteigert ſich, wenn bei neuen plaſtiſchen Werken, und wird affektiert, je mehr bei Werken der Malerkunſt auf die archaiſtiſchen Formen der Nachdruck gelegt wird. Die kirchliche Kunſt iſt Gebet, und wer ſie als ſolches übt, kann etwa noch ſo lange er mit Zirkel und Reißſchiene zu thun hat, nicht mehr aber, wenn er den Pinſel zur Hand nimmt, ſeiner Vorfahren Weiſe imitieren. Denken wir uns Fra Angelico, der knieend ſeine Bilder malte, mit einem ſolchen Nebengedanken arbeitend,

und der nach oben gerichtete Blick des herrlichen Mannes wird ſchielend, widerlich, und alles ſo Geſchaffene müßte einen abſchreckenden Zug an ſich tragen. Man merkt die Abſicht und man wird verſtimmt.

Anders iſt es, wenn der Geiſt der kindlich frommen, nämlich kräftigen Vorfahren des Künſtlers Herz erfüllt hat und aus ihm heraus neue Blüthen treibt. Sie werden den Werken jener in ihrem Weſen ähnlich ſein, aber in eben dem Maße auch anders, je mehr warmes Leben der Gegenwart ſie in ſich tragen und dadurch auch zu den Mitlebenden in verſtändlicherer Sprache reden.

Gewiß iſt bei der Reſtauration altehrwürdiger Bauten die äußerſte Pietät vonnöthen und hiegegen manches auch in neuerer Zeit ſogar von Verehrern dieſer Werke gefehlt worden. Gewiß iſt hier dem Plane der alten Meiſter mit aller Sogfalt nachzuſpüren und es wird ein feiner künſtleriſcher Sinn, abgeſehen von dem, was die Harmonie des Ganzen verlangt, beſonders ſoweit es ſich wirklich nur um Schmuck handelt, mit um ſo größerer Beſcheidenheit vorgehen, je mehr er von Ehrfurcht gegen das altersgraue Bauwerk erfüllt iſt. Die meiſten Dome ſind im bildneriſchen Teile unvollendet. Wo die Zeit den idealen Lebensfaden zwiſchen dem voranſchreitenden Baumeiſter und dem um Jahrhunderte von ihm getrennten nachfolgenden Meiſter der bildenden Kunſt unterbrochen hat, da wird dieſer ſicherlich die Aufgabe haben, auch dort, wo es ſich um bildneriſchen Ausſpruch der Idee des vorangegangen Meiſters oder, wo dieſe verborgen, um ein immer ſchon gewagtes Hineintragen einer ſolchen in das alte Werk handelt, mit der zarten Pietät eines Kindes vorzugehen, das ſeinen ſchlummernden Vater nicht durch Reden erwecken will. Aber das werden wir nie vermeiden, daß das Alte alt und das Neue neu erſcheint, auch wenn es Altes nachzuahmen ſich beſtrebt. Je ängſtlicher dies Beſtreben wäre, deſto mehr müßte es von ſeinem Einfluſſe auf die Zeitgenoſſen einbüßen und ein ſchemenhaftes Daſein führen, ohne den Zweck zu erreichen, ein vollkommen dem alten Bau homogenes Glied zu werden.

Es bleibt denn doch Hauptaufgabe, dort, wo nicht geradezu hergeſtellt werden kann, was die Alten geſchaffen, dem lebenden Geſchlecht, nicht nach ſeinen Gelüſten, wohl aber nach ſeinen Bedürfniſſen, in ſeinem Idiom auch in der Kunſt *das* vorzuhalten, was den alten Meiſter beſeelte, was höher ſteht als ſein Wort, und auch für uns

nicht blos gewesen, sondern lebendig ist, wie der, der bei uns bleibt alle Tage, und was wir erfassen sollen aus unserer ganzen Seele und aus allen unseren Kräften. Deswegen ist es ja viel wahrer, wenn die Alten sich selbst und ihre Zeitgenossen mit den Kleidern und Abzeichen ihres Berufes als Mitlebende mitten hinein versetzten in ihre Darstellungen der heiligen Geschichte, als wenn man etwa Abraham als Nomaden-Scheik darstellt oder wenn wir, die wir jene Naivetät der Alten leider nicht besitzen, die Formen eines bestimmten Jahrhunderts der christlichen Zeit affektieren und dadurch Werke, deren wir uns als altersgrauer, aber mit uns lebender Apostel zu erfreuen vermögen, künstlich und schulmäßig in die Vergangenheit zurückdrängen. Dergleichen Versuche wären in glaubensstarken Zeiten unmöglich gewesen.

Wenn wir aber absehen von der durch die Zeit gewaltsam unterbrochenen Verständigung zwischen Vergangenheit und Gegenwart und an die Schöpfung neuer Werke der bauenden und bildenden Künste denken, so können wir das Verhältnis dieser Künste zu einander nicht ohne großen Nachtheil für beide Theile als ein solches der Unterordnung der einen unter die andern betrachten, sondern müssen sie gleichwerthig nebeneinander stellen.

Die Architektur schreitet naturgemäß den übrigen Künsten voran. Sie bewältigt mit harter Arbeit die unbeugsamen Naturgesetze für den freien Gedanken. Vielleicht liegt in den Mühen dieser schweren Aufgabe eine Versuchung, nun ihre Macht den freieren Schwestern fühlen zu lassen. Die Macht ist vorhanden. Aber auch in den Künsten ist der Grundsatz „Macht geht vor Recht" gar sehr verderblich. In ihren höchsten Leistungen schafft die Baukunst gewiß mehr als den bloßen Rahmen für die Bildnerei. Aber auch diese ist nichts weniger als bloßes Kleid für die baulichen Formen. Sie muß sich freilich, wenn sie nicht selbst zu Schaden kommen will, dem Machtgebote der Baukunst fügen und doch ist dieses Machtgebot, wenn es aus rein architektonischen Rücksichten die Entfaltung der dem ganzen zu Grunde liegenden Idee durch die bildenden Künste hindert, wieder vom Uebel für den Bau selbst.

Wie liegt denn das Verhältnis der Musik zur Poesie? Ist etwa der Text, den die Musik begleitet, deren Schmuck? Oder darf umgekehrt behauptet werden, die Musik sei bloßer Schmuck des Wortes, das ihr zur Seite schreitet? — Sie ist nicht blos ein Kleid

des letzteren, sondern verbindet sich mit ihm wie Leib und Seele als eine zu höherem Leben erstarkte Schöpfung. Wie wäre es sonst möglich, daß die Tondichter oft ganz schaalen Terten Leben einzuhauchen vermöchten? So erscheinen uns die bildenden Künste gleichsam als die blickenden, die Seele nach außen tragenden Augen des Bauwerkes. Die Seele ist die Idee, die sich in beiden Kunstformen je nach ihren Kräften ausprägt. Die Kräfte der bildenden Künste reichen aber hierin weiter als die der bauenden Kunst. Ist nun die Kunst Darstellung des Uebersinnlichen durch sinnliche Mittel, dann wird es zum Zustandekommen einheitlicher Werke wohl nöthig sein, die bildende Kunst schon vor Beginn eines kirchlichen Bauwerkes zu Worte kommen und schon beim Entwurf des Planes mitbestimmen zu lassen, welche und wie viele Räume und, je nach der Bedeutsamkeit der darzustellenden Stoffe, in welchen Formen und Dimensionen sie ihr zur Verfügung stehen werden, um ihr am Ende desselben die Lösung der schweren, jedenfalls Demuth erfordernden, im kirchlichen Bau durch Ort und Zahl und Maß und gar mannigfache auch der Architektur gegenüber zu beachtende Rücksichten bedingten Aufgabe möglich zu machen.

Möge man nicht voreilig nur mit Rücksicht auf die herrliche gothische Bauweise Regeln aufstellen, die eine freie Entfaltung der bildenden Künste hemmen. Nicht Ueber- und Unterordnung, sondern Verständigung — ein Concordat zwischen den Künsten führt zum Ziele.

Der Weihnachtsmann

ein konfessionsloser Mythus.*)

Wenn die Phantasie des Volkes mit mythischen oder historischen Gestalten sich beschäftigt, bringt sie oft wunderliche Dinge zu Tage. So sei denn, meinen die Sprachforscher, der alte Heidengott Wuotan bis zu uns herauf am Leben geblieben. Aus ihm sei ein Kobold und aus diesem im Zusammenhang mit der Legende des heiligen Bischofs Nikolaus dessen ungeschlachter Knecht Ruprecht — in Oesterreich der Krampus — hervorgegangen. Er ist des heiligen Mannes Begleiter, wenn er in der Adventszeit die Kinder aufsucht, oder kommt auch allein, fragt sie nach ihrer Aufführung, straft sie mit der Ruthe, steckt sie wohl gar in seinen Sack oder beschenkt sie, wenn sie brav gewesen, mit Aepfeln und Nüssen.

Alter Brauch, oft gar tiefsinniger Natur, erfährt im Laufe der Zeit unwillkürlich oder auch durch bewußte dichterische Eingriffe Umgestaltung und wird oft bis zur Unkenntlichkeit geändert im Laufe der Jahrhunderte, wiewohl das Volk auf dem Lande gar zäh an seinen Traditionen hält und manches, was vergessen schien, wieder zu neuem Leben erwacht.

Die Kunst kann hiezu nicht wenig beitragen und wendet sich hiebei an ein Völkchen, welches von Natur für derlei empfänglich ist, welches mit feinem Gefühl für Poesie und Leben wählt und behält, ohne sich über die Gründe Rechenschaft zu geben — das bewegliche Völkchen der Kinder. So haben Friedrich Güll im

*) Abgedruckt in „bisher. polit. Blätter" 1. I. Bd. pag. 316 u. ff. München 1888.

Vereine mit dem unnachahmlichen Grafen Pocci u. a. in ihrem Büchlein „Kinderheimat“ den „Pelzmärtel“ (wohl eine Umdichtung des Knechts Ruprecht mit Bezug auf St. Martin) in einer jedem Kinde unvergeßlichen Weise gezeichnet und wirksam gestaltet. Ein kindliches Gemüth muß der Künstler haben, dem solche Gestalten gelingen sollen. Ein solches hatte vor vielen Meister Moritz von Schwind. Wie er z. B. sagte: „Der Zorn ist eine Person; er hat einen beim Schopf und läßt nicht los“ — so haben unsere heidnischen Urahnen Sommer und Winter als Personen gefaßt und ihren Kampf dargestellt. Das Winteraustreiben ist ja eine bis zu uns herauf reichende, sehr bekannte Volkssitte. Die romantischen Dichter wie die Maler haben sie, wenn auch nicht draußen im Freien, so doch in Büchern und Bildern neu belebt und festgehalten. Aber Meister Schwind hat eben doch den Typus des Winters, wie er uns jetzt unwillkürlich vorschwebt, geschaffen.

Schon in seinen Radirungen tritt er als kleines, altes Männchen auf, im Pelzmantel mit bereiftem Bart, ein beschneites Strohdach mit rauchendem Kamin auf dem Kopfe, ein Bündel dürres Holz unter dem Arme, die Schlittschuhe unter den derben Stiefeln.* Der kleine Wicht nimmt sich gar charakteristisch aus, und ein Wiener Freund des Künstlers brachte ihn mit glänzendem Erfolge bei einem Maskenabende in seiner eigenen kleinen Figur zur Anschauung. Aber das Figürchen mit seinen reichen Beigaben bleibt doch immer Kunstpoesie gegenüber der ächt volksthümlichen und, wenn einmal gesehen, unvergeßlichen Gestalt, die Schwind in den „Fliegenden Blättern“ *) als Illustration zu Hermann Rollett's sinnreichem Gedichte „Herr Winter“ in verschiedenen Lebenslagen auftreten ließ

Da steht er im derben Lodenrock, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen und von einem stachlichten Blätterkranze umgeben, die Hände in dicke Fäustlinge gesteckt, die Füße in unförmlichen Filzschuhen. Der lange, weiße Bart hängt in steif gefrorenen Eiszacken zur Erde. Und was treibt er da, mit der Linken auf den Ruthenbesen gestützt, die Rechte in die Seite gestemmt? Er glättet im Mondenscheine, eine moderne Zimmerbürste unter dem linken Fuße, keuchend den gefrorenen Weiher glatt:

*) Band VI. Nr. 124.

„Wer muß denn umgezogen ſein
Heut Nacht in unſer Land herein?
Es funkelt und glänzt ja rings umher —
Als ob ein König gekommen wär'!?
Ein jedes Fenſter voll Blumen ſteht,
Die Wege ſind blütenüberſät,
Und jeder Halm und jedes Blatt
Ein Kleid von hellem Silber hat! —
Doch, ſeh' ich recht, ſo iſt es faſt
Als wär's ein unwillkomm'ner Gaſt."

Das iſt er auch. Ein jeder ſucht ihn zu verjagen. Da ſeht, wie ihn der Straßenkehrer beiſeite fegt, daß er in ſeinem plumpen Gewand einen unwillkürlichen Hopſer machen muß; wie die Magd ihn an den Ofen bindet und das Feuer ſchürt, daß ihm ganz weh zu Muthe wird. Nun ſucht er, ſich beliebt zu machen:

„Und ſieh', was flimmert in jedem Haus!
Es ſchaut der Jubel beim Fenſter heraus,
Viel Lichtlein glänzen hinaus in die Nacht,
Denn Weihnacht hat der Winter gebracht! —
Herr Winter aber darf nicht hinein!
Man will nur — die Geſchenke ſein;
Der gute Alte, der's gebracht,
Muß draußen bleiben in kalter Nacht."

Das iſt das Hauptbild der ganzen Reihe. Das eiſige Männlein ſchreitet leiſe auf den Zehen, das Tannenbäumchen mit den brennenden Lichtlein im Arm, Nachts über den einſamen, beſchneiten und mondbeglänzten Platz des Städtchens mit ſeinen Giebeln und Erkern vom ernſten Dome überragt. Aus allen Fenſtern ſchimmert Licht. Draußen aber iſt's ſtill und feierlich — das liebe Chriſtfeſt, der Mittelpunkt und die Krone des Winters! — Er verſuchts noch und führt als Maske, die Filzſchuhe mit zierlichen Tanzſchuhen vertauſcht, Prinzeſſin Carneval zum Tanze, wird aber an der Treppe zurückgewieſen.*) Selbſt beim armen Bauer, wo er ſo

*) Herausgeber erinnert ſich hiebei mit Freude eines Faſtnachtsabends bei Hofrath Führich, auf welchem auch eine Tochter Meiſter Schwinds, Frau Dr. B., mit ihren Töchtern anweſend war. Hofrath Führich, für gelungenen Scherz ſehr empfänglich, veranſtaltete da eine getreu kopierte Darſtellung dieſer Schwind'ſchen Zeichnung durch ſeine drei älteſten Kinder. Herr Winter mit langem, weißen Barte und grauer Kutte, einen Kranz von ſchneebeflocktem Tannenreiſig um die Kapuze, führte Prinzeſſin Carneval in den kleinen, heiteren Familienkreis trotz aller Gegenbeſtrebungen des bärbeißigen Thürhüters; Prinzeſſin Carneval im weißen Feſtkleide, das eine rote Seidenſchärpe ſchmückte

oft eingekehrt, vertreibt ihn das lodernde Feuer auf dem Herde. Endlich „steht er mit Thränen im frohen Märzenwind — und denket an den Frühling — sein stillgeborenes Kind. — Das liegt in goldener Wiege — umglänzt vom Liebesschein — so lang es drauß' noch stürmet — im Dichterkämmerlein." Der gute Alte bringt dort, wie ein Vertrauter aufgenommen, mit freundlicher Miene dem Kinde, das die Arme darnach breitet, das liebliche Schneeglöckchen.

So dichtete ganz harmlos und sinnig ein christlicher Künstler und siehe — viele dichteten ihm nach, verquickten wohl auch mitunter den Winter mit dem Knecht Ruprecht. In Kalendern und Bilderbüchern trat er auf zu Fuß und auf schwerem Roß, vor ihm auf dem Halse des Thieres sitzend ein lichtes Engelein mit dem Tannenbäumchen. So in Reinick's und Bürkner's schönem Jugendkalender.

Aber schon in dem Abdrucke der Holzschnitte Schwind's in den Münchener Bilderbogen*) verunstaltet der beigedruckte Text des Mittelbildes den Sinn des Meisters, als täpple das Männchen von Haus zu Haus, und suche sein Bäumchen, das unveräußerliche, allverständliche Charakteristikum des Winters, an Mann zu bringen. Bald war es auch aus Papiermasse oder aus Zucker in den Schaufenstern der Spielwarenläden oder Zuckerbäcker zu sehen mit seinem Bäumchen im Arm, aber da schon recht widersinnig in rotem Seidengewand, wie ein Hauskobold, der sich am bunten Rocke freut. Aus dem Dichten wurde bald ein Trachten und zwar nach dem Beutel des modernen Städters. Es trachten aber heutzutage Viele in demselben edlen Sinne mit dem Angenehmen das Nützliche zu verbinden, und dies mit Erfolg, denn auch in „religiös unbefangenen Kreisen", ja selbst unter den Bekennern der „mosaischen Religion" wird jetzt zwar nicht der „Christ"- aber der „Weihnachts"-

die mit brennenden Lichtlein gezierte Flitterkrone auf den blonden Flechten nahm sich gar prächtig aus neben dem kleinen, putzigen Persönchen, das als Winter figurierte. Was dargestellt ward, wurde sofort erkannt, und die Tochter des Meisters war durch diese feine Aufmerksamkeit Führichs, die Tochter im Vater zu ehren, bis zu Thränen gerührt. An diesem einen Beispiel konnte man ersehen, wie der Hofrath das treue Gedenken an einen verewigten Freund bis über das Grab hinaus festhielt.

*) Nr. 5. Auf der Umschlagdecke des 19. Bandes hat man sich sogar herausgenommen, dem erst gedachten Figürchen statt des Besens den Christbaum in die Hand zu geben.

Baum geschätzt. Der glänzende Baum ist ästhetisch, das Geschenkegeben eine humane Sitte. Was soll in diesen tonangebenden Kreisen noch das liebe Christkindlein mit seinem Gottesfrieden, das in der heiligen, wunderreichen Weihnacht zur Erde niedersteigt?

Und so finden wir denn endlich zu Nutz' und Frommen verschiedener Industriezweige nicht nur beim Zuckerbäcker und Spielwarenhändler, sondern auch auf Kinderbildern und Gratulationskarten und in gesammelten Gedichten für die Kleinen „im Kindergarten-Alter", damit die Mutter, je nachdem sie jüdisch, christlich oder konfessionslos ist, doch eine Auswahl habe, neben St. Nikolaus den „Weihnachtsmann" gepriesen und um seine Gaben angerufen, die er, wie einst Ruprecht und Pelzmärtel, aus seinem Sack schüttet. Derbe Rangen fangen ihn etwa auch mit Stricken ein, wenn er nicht Haare lassen will, der moderne Kobold, der ja die Ruthe nicht mehr trägt. Das ist überaus reizend und gewährt der Jugend Vergnügen, was ja doch der eigentliche Zweck des ganzen Festes ist!

Weh, du lieber alter Meister Schwind, wie hat man dir mitgespielt! „Einen hausierenden Bändeljuden haben sie aus meinem Winter gemacht." So würdest du etwa sagen, wenn du lebtest und die poetischen Verschen lesen würdest:

„O Weihnachtsmann, o Weihnachtsmann,
Vergiß nicht unser Haus,
Und schüttle deinen Weihnachtssack
Auf unser Tischchen aus."

oder

„Er trägt in seinem Sack verschlossen,
Viele Sachen aus Zucker gegossen:
Trommeln, Säbel und Gewehr
Und der schönen Sachen mehr." u. s. w.

Welch' ein Fortschritt auf dem Gebiete der Poesie in der Kinderstube! Was waren doch Guido Görres und Franz Pocci, Güll und Spekter und Ludwig Richter für schwärmerische Stümper! Welch gesunder Realismus spricht hingegen aus solchen Versen! Man riecht wirklich schon den Kamillenthee, den die zuckererfüllten Kindermägen nach dem Abschiede des „Weihnachtsmannes" zu schlürfen haben werden.

Dich aber frage ich, ehrliche, deutsche Jugend: Willst du wohl das liebe Christkindlein gegen den „Weihnachtsmann" vertauschen?

Mach' es doch mit dieſem Wechſelbalg wie mit dem Winter nach alter Volksſitte, und wie die vom Meiſter Schwind in Bilder gefaßten Verſe ſagen:

Es ſoll dich jeder plagen
So viel und wo er kann, —
Wir wollen dich verjagen,
Du froſtiger Tyrann!

Doch nicht — wie's Brauch geweſen —
Mit Feuer und mit Schwert; —
Mit Feuer und mit Beſen,
Denn mehr biſt du nicht werth!

Ueber Ludwig Richter.*)

Daß kaum ein anderer unter den deutschen Künstlern unseres Jahrhunderts in dem Maße wie Ludwig Richter in den Herzen der Zeitgenossen, vom kleinsten Kinde bis zum Greise einen Ehrenplatz gefunden hat und im wahren Sinne volksthümlich geworden ist, das beweist wohl am besten der Umstand, daß dessen „Lebenserinnerungen" ungeachtet des hohen Preises seit Jahresfrist in vierter Auflage erschienen sind. Welch ein Unterschied aber zwischen der Volksthümlichkeit der bescheidenen Holzschnittwerke Richters und etwa jener eines sogenannten „Sensationsbildes", wie sie heutzutage die Welt durchreisen, um im Sturm zu erobernde Berühmtheit und Geldverdienst zum Ausgangspunkte zu haben.

Nicht also mit der echten Kunst: „Wenn man aus Liebe das Beste aus dem kleinen Schatze des Herzens hervorsucht und mittheilt, so fällt ein unglaublich reicher Segen davon auf unser Haupt und in unseren Schoß zurück. Wer Geld hat und Reichthümer, kann viel helfen und Thränen trocknen; wer nichts dergleichen hat, der hat oder kann haben: gute Gedanken, Erkenntnisse allerlei Art, oder kann durch Worte, durch Liebe oder auch durch eine Fürbitte Engelsdienste thun." — „Ist nicht auch die Kunst zu solchem Engelsdienst berufen? Gewiß ist das ihre herrliche, ja wahrlich ihre himmlische Aufgabe; wenn man das nur recht treulich ausrichtet und diesem Geiste nachforscht und nachgeht und nicht ruht, bis man gefunden hat. Manche sehen in der Kunst freilich bloß Seifenblasen, Anderen

*) Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie nebst Tagebuch-Niederschriften und Briefen, herausgegeben von Heinrich Richter. — Aus L. v. Führichs ungedrucktem Nachlasse.

wird sie ein Teufelsdreck, schön vergoldet. Der haute volée ist sie eine Crème zum Nachtisch, und endlich sieht auch der Esel die Rose für eine Distel an und hat seine Freude daran!" — „Je älter ich werde und je mehr die Einsicht wächst in das Wesen aller Kunst, um so mehr freue ich mich ihrer, und sie wird mir immer mehr ein wunderschöner Engel, der die Menschen, die eines guten Herzens sind, begleitet und sie oft von ihren allzuschattigen Pfaden auf sonnige und blumige Stellen führt, wo sie rasten können und wo die Freude wächst und die Sehnsucht nach dem großen, herrlichen Sonnen- und Blumenlande, das denen aufbehalten ist, die seinem wunderbaren, mächtigen Glockentone folgen." — Diese Worte, die Ludwig Richter 1851 in sein Tagebuch schrieb, bezeichnen am besten den Weg, den dieser Künstler einschlug.

Seine „Lebenserinnerungen", in den Jahren 1869—1879 niedergeschrieben, reichen bis zum Jahre 1848, und nur einzelne als Anhang in der letzten Auflage vermehrte Auszüge aus Briefen (an den von ihm hochgehaltenen Sohn, den Herausgeber des Buches) und Tagebüchern führen den Lebenslauf des Künstlers bis zum Todesjahre 1884 fort. Seine Person ist von seinen Werken nicht zu trennen, da er, sowie sein Seelenleben in Einfachheit und Wahrheitsliebe sich entwickelte, vom Freunde der Natur zum Landschaftsmaler, zum Darsteller der Menschengestalt, zum Maler des Seelenlebens einfacher Menschen, insbesondere des kindlichen Alters und des kleinbürgerlichen Lebens seiner Zeit in dessen humoristischen und bedeutungsvollsten Aeußerungen geworden ist. Den Wunsch nach Kenntnis seines Lebensganges erfüllt er in dem Buche mit Einfalt und Treue. Jeder Argwohn gefallsüchtiger Selbstbespiegelung, der bei Selbstbiographien so nahe liegt, wird bei diesem Lebensbilde geradezu beschämt. — Angeregt wurden die „Lebenserinnerungen" Richters durch das höchst lesenswerte Buch seines Freundes und Berufsgenossen W. v. Kügelgen: „Jugenderinnerungen eines alten Mannes".*) Wie in seinen Zeichnungen ist er auch im schriftlichen Ausdruck Meister einfach ungesuchter Darstellung. Was aber klarer als in seiner Kunst in diesem Buche zu Tage tritt, ja was die eigentliche Veranlassung zu demselben bot, war die Absicht, im Bilde seiner eigenen Lebensführung, wie er sich ausdrückt, „auf das Eine,

*) Berlin, Wilh. Herz (Besser'sche Buchhandlung).

Beſte, Höchſte, Liebſte, Beſeligendſte hinzuweiſen und dafür anzuregen" (— auf Gott —). „Ohne dieſen Einigen iſt Alles Kehricht."

Das Buch führt uns in die ſturmbewegte, knoſpenreiche Zeit des beginnenden Jahrhunderts. Der Künſtler war 1803 als Sohn des Zeichners und Kupferſtechers C. A. Richter, eines Schülers Zingg's in Dresden geboren. Es zeichnet uns auf den erſten Seiten ſchon ein echt Richter'ſches Bildchen, den beim Blumenpflücken verirrten dreijährigen Knaben Ludwig ſelbſt um Mitternacht auf dem öden Marktplatze mit ſeinem Blumenſtrauß in der Hand und vom Rathhauswächter zu ſeiner geängſtigten Mutter geleitet. Das proteſtantiſch getaufte Bürſchchen beſuchte die katholiſche Schule. Mit ſeinem Humor ſchildert er die Verhältniſſe dieſer Lebensperiode, die kleinen Vorgänge bei den väterlichen und mütterlichen Großeltern, dann in ſcharfem Gegenſatze und greifbarer Anſchaulichkeit die entſetzlichen Kriegserlebniſſe von 1811 und 1813, dann wieder den einfachen Beginn ſeiner Künſtlerlaufbahn als zwölfjähriger Knabe und bald als Gehilfe des Vaters bei Herſtellung von Blättern für Volkskalender. Der alte Akademieprofeſſor Zingg, Richters Pathe und die ganze in ihm verkörperte ſteife Manier der Landſchaftszeichnung tritt uns in aller ehrenfeſten Trockenheit vor die Augen, aber auch die Sehnſucht des heranreifenden Jünglings, nicht als „elender Proſpectradierer zu Grunde zu gehen", ſondern Maler zu werden.

In dem „Wirrſale" überſchriebenen Kapitel erſchließt ſich uns ſein frühzeitiges Ringen nach einer feſten Grundlage in der Kunſt und im Leben — ein Ringen, das mit ſolcher Offenheit und Einſicht und in ſeinen Beziehungen zu älteren Zeitgenoſſen, zu den Freunden und Mitſchülern an der Akademie geſchildert zu einem Charakterbilde damaliger Strebungen wird.

In künſtleriſcher Beziehung hatte die Anweſenheit Chr. Dahl's und die Ausſtellung einer Landſchaft von ihm ungeheures Aufſehen erregt. „Der Frühlingsodem einer neuen Zeit fing an, ſeine Wirkung zu äußern; das alte Zopfthum war im Abſterben, belächelte aber in olympiſcher Sicherheit den tollen Rauſch der jungen Sprößlinge". Durch die Landſchaftsmaler Oehme und Heinrich, letzterer aus Wien, wo Overbeck, v. Schaeffer, die Schnorr's, Olivier u. a. bereits neue Bahnen eingeſchlagen hatten, wurden die Zweifel an der Güte der Zingg'ſchen Methode immer ſtärker.

Ebenſo trübe und rathlos ſah es für Richter nach einer anderen

Seite aus. Der trockene Religionsunterricht in der Schule hatte „nur wenige verschwommene allgemeine Begriffe von Gott, Tugend und Unsterblichkeit zurückgelassen, mit welchem der damalige Nationalismus sich begnügte.“ Im Elternhause war kein Ersatz dafür geboten. Aber auch das Wenige ging durch einen Bekannten des Vaters, der einen lästerlichen, schmutzigen Witz über eine der evangelischen Erzählungen in Gegenwart des Jünglings aussprach, verloren. „Wie ein Blitz schlugen die Lästerworte mir in die Seele. Es war mir, als bräche der ganze Himmel zusammen und bedeckten seine Splitter und Scherben die schöne grüne Erde und nun könne gar nichts mehr aufblühen und gedeihen.“ Des Vaters Schweigen vollendete den vernichtenden Eindruck. Nun blieb eine Leere in ihm zurück, die er vergebens durch allerlei kindische Philosopheme auszufüllen trachtete.

Die merkwürdigen Führungen, wodurch er zufällig mit dem Buchhändler Chr. Arnold bekannt wurde und in dessen Haus kam, dann als siebzehnjähriger Jüngling mit dem Fürsten Narischkin als dessen Zeichner eine Reise nach Südfrankreich und Paris machte, endlich heimgekehrt durch denselben Arnold eine Reiseunterstützung für Italien erhielt, wohin er noch kaum zwanzigjährig aufbrach — das Alles erregt unser Interesse, noch mehr aber die künstlerische und ethische Wandlung, die sich allmählig auf dem Wege und in Rom vollzog. Es sei nur vorausgeschickt, daß er auf dieser Reise zu Fuß seinen Weg durch das Salzkammergut, Salzburg und Tirol nimmt, wo er in Dux an einem kalten Regentage sich die Langweile mit Durchblättern der Andachtsbücher der Wirthin zu vertreiben sucht, wobei ihn ein Buch seines Verlegers Arnold wegen fesselt und zuerst mit dem Inhalte des neuen Testamentes näher bekannt macht. Wie er in Innsbruck in Geldverlegenheiten zurückgehalten durch die Begegnung mit einem Buchhändler zuerst F. v. Schlegel's „Ansichten und Ideen von der christlichen Kunst“ zu Gesichte bekommt. Wie er bis Florenz zu Fuß wandert und dort, der Sprache unkundig und in jeder Beziehung erschöpft die erste Nacht in düsterer Stimmung in einer elenden Spelunke eingeschlafen und am Morgen durch den Ruf seines Namens erweckt, zwei deutsche Gesichter unter seinem Fenster erblickt, die einen anderen Träger seines Namens suchten, nun aber, da sie auch Künstler sind, ihn alle überstandene Not vergessen machten. Einer von ihnen, Rehbenitz*), vermittelt ihm nicht

*) Die Hauptfigur in Schwinds Bilde „Künstlerwanderung.“

nur ein gutes Unterkommen, sondern auch das Verständnis der altflorentinischen Kunst und der Bestrebungen von Overbeck, Cornelius und ihren Genossen in Rom. Endlich zieht er bei Kanonendonner und Glockengeläute in Rom ein, da das Conclave eben die Wahl Leo's XII zum Papst verkündet hatte.

Die Schilderung des dortigen Aufenthaltes füllt über ein Drittel der eigentlichen Selbstbiographie. Sie vervollständigt in einer Fülle von Mittheilungen das Bild damaligen deutschen Künstlerlebens in Rom, wenngleich sie uns auffallend wenig mit den Koriphäen der Historienmalerei in Verkehr bringt. „Der Staub akademischer Antikensäle, der Kram blaßer Kunstregeln und Maximen, wie ich sie von Kindesbeinen an eingesogen und mit Mühe geübt hatte, ward hier abgethan und über Bord geworfen. Daheim lastete noch frostige Winterkälte auf den absterbenden Kunstgefilden und nur einzelne Zeichen waren es, die mich an einen kommenden Frühling mahnen konnten .... Hier in Rom, das sah ich, war der herrlichste Frühling angebrochen und in vollem Zuge. In der ganzen Künstlerschaar deutscher Zunge, die hier sich zusammgefunden hatte, wogte und wallte ein Strom der Begeisterung der nach einem Ziele hindrängte, und dem Keiner sich entziehen wollte noch konnte; an diesem neuen Leben, diesem Frühlingswehen, nahm ein Jeder Teil nach dem Maßstab seiner Kräfte. Es blühte das edelste wie das schwächste Kraut. — Die früher verschmähten, ja fast verschollenen großen Maler der vorraphaelischen Zeit waren jetzt erkannt, bewundert und fleißig studiert, und in ihrem großen stylvollen, strengen Sinn suchte man die Natur zu erfassen. Es war recht eigentlich, nachdem der Zopf überwunden, eine Rückkehr zur Wahrheit, nicht zur bloßen Wirklichkeit der Natur, eine Wiedergeburt aus dem Geiste der ältesten, großen Kunst."

Da Richter sich damals ganz der Landschaft widmete, werden wir zunächst mit Landschaftsmalern, Reinhart, Rhoden, insbesondere aber mit dem „alten, lieben Meister Koch" bekannt. Nachdem Richter sein erstes Bild „Der Watzmann" in die Heimat abgesendet, wurde mit den Freunden Wagner und Oehme im Albanergebirge Aufenthalt genommen und nach kurzer Heimkehr zu den Festlichkeiten am Tage Peter und Paul — Tivoli und das Sabinergebirge aufgesucht. Liebliche und großartige Landschaftsbilder mit lebendigster Volksstaffage ziehen an dem Leser vorüber. Endlich kehrten die Freunde

nach Rom zurück, wo „in ſtillen Stunden" in Richter die Sehnſucht nach einer feſten religiöſen Grundlage erwacht, wo er bei Philipp Veit zuerſt genauer mit Albrecht Dürer's Kunſt bekannt wird und aus ihr einen nachhaltigen Eindruck empfängt. Wieder erzählt er von den Ernteſeſten auf Monte Teſtaccio. Er ſchildert den erſten heiteren Cervara-Ausflug der Künſtlerſchaft, den Ahnherrn aller Künſtlerfeſte, der zu Ehren der Rückkehr des Malers Flor veranſtaltet wurde. Viel größeres Gewicht aber als allen empfangenen künſtleriſchen Anregungen legt Richter dem Zuſammentreffen mit neu gewonnenen Künſtlerfreunden, dem Hiſtorienmaler Ludwig von Maydell aus Dorpat, dem Landſchaftsmaler J. Thomas und dem Kupferſtecher Hoff aus Frankfurt a. M. am Sylveſterabende 1824 bei. Dieſe Freunde hatten „in ihrem Glauben an Gott und an Chriſtum, den Heiland der Welt, den Mittelpunkt ihres Lebens gefunden". — „Still, aber im Innerſten bewegt, hörte ich den Reden der Freunde zu und war mir an jenem Abende der Umwandlung nicht bewußt, die in mir vorging. Aber alle die kleinen, unſcheinbaren Ereigniſſe und Eindrücke der letzten Wochen und Tage hatten den Keim hervorgelockt, der ſo lange Zeit mit ſchwerer Erde bedeckt im Winterſchlafe gelegen hatte; einem Sonnenſtrahl mußten alle Knoſpen ſich erſchließen; und, Gott ſei Dank, das geſchah jetzt." — Er beſuchte mit den Freunden die Vorträge Rothe's, des Predigers an der preußiſchen Geſandtſchaftskapelle, freilich eines Mannes, den Kardinal Wiſemann einen der tiefſinnigſten und gelehrteſten proteſtantiſchen Theologen nennt. Richter ſelbſt ſchreibt: „Sonderbar kann es wohl erſcheinen, daß ich als Katholik ſo unbefangen und ausſchließlich mich proteſtantiſchen Kreiſen und Gottesdienſten anſchloß, ohne das leiſeſte Bedenken dagegen zu ſpüren. Allein, wenn ich daran erinnere, daß ich proteſtantiſch getauft, aber nach damaligem Landesgeſetz in der Religion meines Vaters, alſo katholiſch, wie meine Schweſter nach der Konfeſſion der Mutter lutheriſch, erzogen worden war, und ſpäter in vollſtändigem Indifferentismus dahin lebte, ſo wird dies weniger befremden. Nicht die Frage nach der Kirche war es, was mich ſeit langer Zeit bedrängt hatte, ſondern die Frage nach einer feſten, göttlichen Wahrheit, nach dem lebendigen Gott ſelbſt. Da ich die Löſung dieſer Frage nun bei meinen proteſtantiſchen Freunden gefunden hatte, trachtete ich danach, mit ihnen gemeinſam weiterzupflegen, was das Glück meines Lebens geworden war." Er

ſpricht wahr, wenn er ſpäter ſagt: „Ich gebe mir immer mehr Mühe, meine falſche Zwiebeluhr nach der Sonne zu richten, die wir einmal beſitzen und für die wir keine beſſere ſelbſt erfunden haben.“ — Daß er ſich dennoch des Felſengrundes der allgemeinen chriſtlichen Kirche auf Erden nie voll bewußt wurde, ſondern auch ſpäter bei der „unſichtbaren Kirche“ — der redlich nach Wahrheit ſtrebenden aus allen chriſtlichen Konfeſſionen ſtehen blieb — eine Idee, welche noch viel umfaſſender in der katholiſchen Anſchauung von der „Seele der Kirche“ hervortritt, ohne doch die ſichtbare Kirche zu verſchleiern, mag bei einem Manne ohne Falſch befremden. Wir finden die Erklärung nur darin, daß ihm die geahnte katholiſche Auffaſſung der Kirche nicht bekannt geworden iſt —, da er nun einmal in Rom nicht in katholiſche Kreiſe kam und ſpäter in den eigenthümlichen Verhältniſſen ſeiner Vaterſtadt ihnen völlig entrückt blieb. Es muß ihm im Palazzo Caſarelli, wo damals nicht mehr Niebuhr, ſondern Bunſen wirkte, eine Scheu vor ſolchen Kreiſen beigebracht worden ſein. Dort traf er ja auch mit dem Wiener Maler Joſef Hempel zuſammen, den nicht der Aufenthalt in Rom, ſondern eine ſpätere Veranlaſſung in der Heimat nach Rom führte. Wir ſchließen auf einen ſolchen Einfluß aus Richter's Aeußerungen über Philipp Veit (den Stiefſohn Fr. v. Schlegels, deſſen „Idee über chriſtliche Kunſt“ ihn auf der Romfahrt ſo erwärmt hatten). Richter wohnte mit dieſem Manne im ſelben Hauſe und erzählt einmal von dem einzigen längeren Beſuche bei ihm, und wie ihm da das Herz aufging: „Wie nahe lag es doch, hier in dieſem Manne, für den ich eine ſo innige Verehrung fühlte, deſſen Perſönlichkeit durch hohe Geiſtesbildung, tief chriſtlichen Sinn und herzlich ſchlichtes Weſen ſo ausgezeichnet war, den treuen Berather für die Fragen zu ſuchen, die mich im Innern ſo ſchwer beunruhigten. Allein der einfältige Parcival fragte nicht, als er dem Gral ſo nahe war! Und vielleicht war es beſſer ſo, denn jene Fragen ſollten bald auf anderem Wege eine Löſung finden.“ Wir wiſſen, wie dies durch die proteſtantiſchen Freunde, unter denen ſich Thomas befand, geſchah. An Letzteren, der wie Veit in Frankfurt lebte, ſchrieb er 1837 von Dresden aus: „Daß ich Ph. Veit nicht näher habe kennen lernen, woran in Rom theils meine abſcheuliche Blödigkeit, theils meine ſonderbaren Verhältniſſe Schuld waren, das bereue ich immer noch.“ Cornelius war zur Zeit Richters nicht mehr in Rom. Von Over-

beck ſpricht er mit der größten Verehrung, aber wir hören nichts von einer Begegnung mit ihm, obwohl Freund Maydell Overbecks Schüler war. Führich kam erſt zwei Jahre nach Richters Abreiſe nach Rom. Wenn ſie ſich je perſönlich berührt hätten, ſie hätten innige Freunde werden müſſen, nicht nur durch ihre Kunſt, ſondern mehr noch durch ihre beiderſeitige Geſinnung, denn Richter, der keine Elternhaus hatte, das ihn in religiöſer Hinſicht förderte wie Führich, drang mit mildem Ernſte zur Tiefe chriſtlicher Lebensweisheit durch.

Freilich wohl hatte er in Rom gar ſeltene Freunde gefunden. L. v. Maydell insbeſondere, im Franzoſenkriege ruſſiſcher Genieoffizier, derſelbe, in deſſen Stelle ſpäter Führich im römiſchen Compoſitionsverein einrückte, war eine Kernnatur. Mit ihm werden wir im Buche bei einem luſtigen Ausfluge nach Oſtia und Fiumicino und einem ſehr beſchwerlichen und gefährlichen nach Neapel und Paeſtum und durch die berüchtigtſte Räubergegend bis Civitella vertraut. Auf dieſen Wanderungen muthete der immer rüſtige Maydell dem minder kräftigen Freunde zu harte Strapazen zu. Richter ſelbſt glaubte ſich durch ein Bruſtleiden dem Tode nahe. Indeß erholte er ſich im Winter in Rom und malte ein Bild „Das Thal von Amalfi“, in das Schnorr die Staffage componierte. Hiedurch wurde Richter ſelbſt zu eingehenderem Studium der menſchlichen Geſtalt angeregt. So ging es Schritt vor Schritt weiter bis endlich die Figuren zur Hauptſache wurden. Richter bemerkt, daß ſich vor ſeinem Bilde und einem anderen von E. Fries die Künſtler in zwei Partheien ſchieden. Die Hiſtorienmaler und ſtrengen Styliſten zogen das Seinige vor, während die anderen die gewandte Technik und maleriſche Wirkung des Fries'ſchen hervorhoben. So zeigte ſich ſchon damals, was ſpäter zu ſcharfem Gegenſatz ſich entwickelte.

Neue Freunde waren in Peſchel und W. v. Kügelgen aus Dresden angekommen. Der Aufenthalt in Rom aber neigte ſich dem Ende zu. „Wenn ich jetzt“ — ſchreibt Richter — „nach mehr als fünfzig Jahren auf jene römiſche Periode zurückſehe, ſo überkommt mich ein wehmüthiges Gefühl. Die deutſche Kunſt iſt an einen Wendepunkt gekommen und ſtrebt anderen Zielen nach, als jene, welche der große Cornelius und ſeine Geiſtesgenoſſen ſo glücklich wieder ins Leben gerufen und den Nachkommenden als die ewig giltigen Ideale höchſten Kunſtſtrebens aufgeſtellt hatten.“ Und

später: „Ich fürchte, es geht ganz unaufhaltsam bergab mit unserer Kunst.“ Endlich 1. April 1826 schlug die Abschiedsstunde. Die Freunde, welche wußten, daß er die Heimreise zu Fuß machen wollte, gaben ihm ein Hündlein mit, um ihm Mäßigung beim Wandern zu empfehlen „in der Erwartung, daß es sich hinlegen würde, wenn des Laufens genug gewesen sei“. Maydell begleitete ihn eine Tagreise weit. Er durchzieht die Schweiz nicht ohne einige kühne Märsche. Das Hündlein läuft mit ihm über die Gemmi und den Susten unter vielen Fährlichkeiten in die deutsche Ebene hinaus bis Nürnberg. Nach dem reichen Inhalte des italienischen Aufenthaltes und den romantischen Reisebildern wirkt die Schilderung des Vaterhauses und seiner Bewohner als nüchterner Gegensatz. Drei heimgekehrte Römer, Peschel, Oehme und Richter mit ihren Verlobten halten innig zusammen und schwelgen auch bei dem lahmen Maler Berthold in Erinnerungen aus Italien.

Schnorr und Maydell zogen durch Dresden und erwärmten die Herzen. Aber Gegenwart und Zukunft sahen düster aus, und es war wohl zu kühn, daß der 27jährige Richter es wagte, mit Auguste Hochzeit zu machen, als er durch Bestellungen Quandt's und Arnold's für einige Zeit seinen Unterhalt gedeckt glaubte.

Seine unerwartete Ernennung als Lehrer an der Zeichenschule in Meißen mit 200 Thalern Gehalt wurde als ein Glück betrachtet. 1828 machte er sich in den Räumen der alten Albrechtsburg in dem romantischen Städtchen heimisch. Aber sieben magere Jahre folgten, in denen ihn nur die Liebe und der Starkmuth und praktische Sinn seiner Frau vor Verkümmern schützte. Er componierte mit seinen Freunden biblische Geschichten, radierte Landschaften und malte sein erstes Aquarell, das aber der neu erstandene Kunstverein in Dresden nicht kaufte. Die Familie mehrte sich. In den Räumen des alten Burglehenhauses saß er an langen Winterabenden am warmen Ofen, den Kindern Geschichten erzählend oder mit ihnen Pocci's und Görres' Festkalender, Spekter's Fabeln durchblätternd oder unter den begierigen Blicken der Kinder in wenigen Augenblicken Bilder zu Geschichten und Märchen zeichnend. Das kindische Spiel war Keim und Vorbote einer weit späteren, erfolg- und freudenreichen Arbeit, der Hefte „Fürs Haus“.

Bisher hatte er nur italienische Landschaften gemalt. Sein Herz war in Rom und ein größerer Auftrag sollte die Mittel

liefern, noch einmal wenigstens die oberitalienischen Seen zu besuchen. Da erkrankte seine Frau auf den Tod, und als sie sich zur größten, unverhofften Freude wieder erholte, war der größte Theil des Geldes aufgezehrt, und die Reise ging nicht weiter als ins böhmische Mittelgebirge bis Teplitz. Da tauchte zum erstenmale in Richter der Gedanke auf: „Warum willst du in weiter Ferne suchen, was du in deiner Nähe haben kannst. Lerne nur diese Schönheit in ihrer Eigenartigkeit erfassen.“ Die krankhafte Sehnsucht nach Italien war gebrochen, sein Streben wandte sich der heimischen Natur zu, und was ihm ein großes Unglück schien, die Krankheit seiner Frau, war zum Segen geworden. Insbesondere liebte er die böhmische Elbegegend zwischen Sebusein und Kamaik. Sein Bild „die Ueberfahrt am Schreckenstein“ (bei Aussig) ist der erste Versuch, in dem er die Figuren zur Hauptsache machte.

Die Zeichenschule in Meißen wurde aufgehoben. Die Familie übersiedelte 1836 wieder nach Dresden, dachte aber schon an eine Auswanderung nach München, als die Pensionierung seines Vaters und bald darauf seine Ernennung an dessen Stelle eintrat — eine Verfügung, die der Vater als Milderung seiner kränkenden Enthebung auffaßte. Richter suchte nun an der Akademie die manierierte Zingg'sche Schulung auszumerzen und führte im Sommer mit großem Erfolge unmittelbares Zeichnen nach der Natur ein. Zeichnungen für G. Wigands „malerisches und romantisches Deutschland“ und damit verbundene Fußwanderungen in den Harz, nach Franken und ins Riesengebirge boten reiche Ausbeute von Bildern und Erlebnissen aus dem deutschen Volksleben und wurden so die Brücke zu seinen späteren Compositionen für den Holzschnitt. Wigand berief einige Holzschneider von England nach Leipzig, wo diese Kunst wieder in Aufnahme und Blüthe kam. Richter hat hieran den wesentlichsten Antheil durch seine Bilder zu den Volksbüchern, Studenten-, Jäger- und Volksliedern, Märchen und vielen anderen Illustrationen bis zu den selbstständigen Holzschnittwerken. Wir nennen hier nur die Bemerkenswertheften: Beschauliches und Erbauliches, Christenfreude, Das Vater unser, Schillers Lied von der Glocke, Für's Haus, Der Sonntag, Strauß für's Haus, Unser tägliches Brot u. s. w. Weniger bekannt sind seine prächtigen Radierungen: Rübezahl, Genoveva, die Christnacht u. a. Es folgte eine Zeit blühenden Kunstlebens in Dresden durch Berufung Bende-

mann's, Hübner's, Ehrhardt's. Ihnen folgten Bürkner, v. Oehr, Plüddemann, Robert Reinik, auch A. Rethel, der seine trefflichen Cartons für Aachen in Dresden zeichnete, endlich der mit Richter bald nahe befreundete Thaeter aus Weimar. Sogar ein Compositionsverein nach römischem Vorbilde kam in Gang. Bald aber lichteten sich die Reihen durch Berufungen und Todesfälle ganz gewaltig. — Mit dem ergreifend schönen Tode von Richters erstgeborner Tochter Marie, eines 18jährigen Mädchens, schließt 1847 die zusammenhängende Erzählung seines Lebensganges.

Der Anhang macht uns mit manchen späteren Lebensereignissen insbesondere mit Richters reichem, inneren Leben vertraut. Der größte Schmerz traf ihn durch den fast plötzlichen Tod seiner treuen Lebensgefährtin 1854. Da tröstet er sich bei der Frage: Wo weilt sie jetzt, über die alles Wissen schweigt — gar herzhaft: „Die Aussprüche unseres Herrn stehen da wie liebliche Sterne . . . des Heilands eigene Auferstehung wie ein Morgenroth am Himmel. — Aber mehr als dieses Ahnen gibt mir die Lehre meiner Kirche auf Grund der Schrift, die Jahre *vor der Kirche* selbst, welche ist die Gemeinde der Erlösten im Himmel und auf Erden mit einander verbunden durch die Liebe, Gebet und gegenseitige Fürbitte . . . Wir leben aber im Glauben und nicht im Schauen; und es ist mir eigentlich auch lieb so, daß wir nicht mit dem Teleskop in die Wohnstätten des Jenseits eindringen können, sondern daß ich meinem Erlöser Glauben und Vertrauen auf sein Wort beweisen und in Geduld seine Verheißung abwarten darf." —

Er hatte noch manche schwere Stunde zu durchleben, aber auch trostvolle und erquickende. Eine Reise nach Oberbayern 1860 brachte ihn mit Schwind in Berührung, den er sehr lieb gewann. Es folgen bis 1874 mehrere Reisen nach Schwaben, der Schweiz und gar nach Venedig, dann nach Gastein. Gebrechen des Alters, vor allem ein Augenübel, hindern ihn vielfach in seiner Kunst: „Das, was man so für gewöhnlich böse Zeit nennt, ist doch immer diejenige, die den inneren Menschen am meisten fördert" — sagt er.

1883 wird sein achtzigster Geburtstag festlich mit vielen Auszeichnungen begangen. Er fühlte sich gehoben und gebeugt zugleich; „denn wodurch hatte ich dies Alles verdient? Meine Arbeiten waren doch meine eigene höchste Lust und Freude gewesen". Sein kurzer Tagebuchbericht, der den Vorgang bespricht, hält in wenigen Zügen

die Führungen seines Lebens sich vor Augen und schließt: „So hat es denn Gott gefügt und mir ist auf vorher nicht gesuchten Wegen mehr geworden, als meine kühnsten Wünsche sich geträumt hätten. Soli Deo gloria.“ —

Am Abende des 19. Juni 1884 erfolgte sanft und schmerzlos sein Heimgang.

Zum Schlusse noch ein Ausspruch, den er 1883 ins Tagebuch notierte mit der Ueberschrift „Meine Aesthetica in nuce“: „Als die beiden Pole aller gesunden Kunst kann man die irdische und die himmlische Heimath bezeichnen. In die erstere senkt sie ihre Wurzeln, nach der anderen erhebt sie sich und gipfelt in derselben. In diesem Geiste und der ihm entsprechenden Form wird die Kunst stets lebendig wirksam sein.“

Carl Madjera.*)

(Gestorben 30. Mai 1875.)

Ein Nachruf.

Die grünen Rebenhügel oberhalb Grinzing entlang bewegte sich vor wenig Tagen ein stiller Leichenzug bergab. Ein schlichter Künstler war es, den wir zu Grabe geleiteten — Carl Madjera — keiner von denen, die Aufsehen machen in der Welt, aber doch ein Künstler in des Wortes schönster, reinster Bedeutung.

„So oft die Kunst verfiel" — und wir leben in einer Periode raschen Verfalles — „ist sie durch die Künstler gefallen".

Diese schwere Anklage eines großen Künstlers läßt vielfache Entschuldigungen für die Angeklagten zu, sie bleibt aber als solche aufrecht, wenn wir auch die Wucht der Motive anerkennen, die die Künstler drängen können, der Mode des Augenblicks und noch manchem Schlechteren zu huldigen und darüber das hohe Ziel der Kunst aus den Augen zu verlieren. Es bleibt eben auch das schöne Wort aufrecht: „Kein Mensch muß müssen".

Wenn wir nun einen concreten Menschen vor uns sehen, der mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften, nicht aus Kurzsichtigkeit — sondern mit klarem Blicke, nicht aus träger Gewohnheit — sondern in mühsamem Kampfe aus Überzeugung und Begeisterung sich zu dem Panier echter Kunstpflege durchgeschlagen, das immer einsamer und verlassener dasteht, und dort ausgehalten hat bis an's Ende, so geht uns das Herz auf, wie auf Bergeshöhe. Ein solcher war Madjera.

„Es gibt nur Eines, was die Freiheit des Menschen in Fesseln schlägt, es ist dies die Furcht, die in der Besorgnis zu leiden, ihren Grund hat." Diese Furcht beherrschte ihn nicht.

*) Vaterland, Juni 1875 (erschien auch als Separatabdruck).

Leid und Mühsal war er von früher Jugend an gewöhnt. Sie haben vielleicht damals schon seine körperlichen Kräfte untergraben, die Freudigkeit seines Strebens haben sie nicht gebrochen, sondern gestählt.

Er war im Jahr 1828 zu Hamburg geboren. Nach einer wohlbenützten Schulzeit, die er in seiner Vaterstadt verbrachte, war er bald auf eigenen Broderwerb angewiesen. Er fand ihn kärglich als Lithograph und brachte in dieser Beschäftigung mehrere Jahre in Holstein zu, dessen ernste Seegestade mit ihren Hünengräbern ihm immer in lieber Erinnerung blieben. Aber es verlangte ihn nach einem Berufe, der sein Herz ausfüllte. Im Schatten der weitgestreckten, von der fernen Brandung durchblitzten Eichenwälder Holsteins reifte in ihm der Entschluß, heimlich, ohne die geringste Unterstützung seinen Aufenthalt zu verlassen und am heimathlichen Strome aufwärts zu wandern bis nach Dresden, um sich dort der Kunst zu widmen.

Er führte ihn aus. In Dresden angelangt, fand er Herberge am rechten Elbufer und als er am ersten Morgen erwachte, klang vom Strome her der Eichendorff-Mendelssohn'sche Chor: „Abschied vom Walde", mit der Schlußstrophe: „Was wir still gelobt im Wald — Wollen's draußen ehrlich halten .... Lebe wohl, du schöner Wald!" Dieser erste, zu seiner Lage so wunderlich stimmende Liedesgruß mag zu der übrigens in seinem ganzen Wesen begründeten Vorliebe für die Dichtungen Eichendorff's beigetragen haben — Eichendorff's, des echten Vertreters ungefälschter deutscher Gesinnung in Lied und That — dessen Worte: „Anders sein, als singen — deucht mir ein dummes Spiel", von Madjera und seinen Gesinnungsgenossen oft als Wahlspruch gewählt wurde, um die Zweischlächtigkeit zwischen Kunst und Leben zu bekämpfen.

Madjera war ein deutsches Gemüth durch und durch, aber nicht von denen, die für das glänzende Schlagwort der deutschen Einheit und dem unserem Volke oktroyirten Grande nation-Schwindel die Fälschung des innersten Kernes deutschen Wesens blindlings in den Kauf nehmen.

Mit Gottvertrauen und Jugendmuth ging er an's Werk, studirte emsig an der Akademie und in der herrlichen Galerie und übte mit einigen akademischen Freunden die edle Kunst des Gesanges, die ihm oft über die Last der drückendsten Entbehrungen

hinweghalf. Nach zwei Jahren (1852) ging er nach Wien und ward ein begeisterter Schüler Führich's, der ihn seines ernsten, idealen Strebens und des erfolgreichen Bemühens wegen, Alles, was er unternahm, gründlich durchzuführen, stets hochhielt. Eine Zeichnung aus den Werken der Barmherzigkeit: „Die Hungrigen speisen", war das Erste, was er dem neuen Lehrer zur Erlangung der Aufnahme vorwies.

Sein durchaus christliches Gemüth konnte sich mit einer pietistischen Gefühlsschwärmerei nicht begnügen, sondern gelangte zu der Ueberzeugung, daß bei aller Anerkennung der edlen Persönlichkeiten unter den Protestanten consequentes Christenthum nur in der katholischen Kirche zu finden sei. Er verfocht ihre Anschauungen gerne und mit Geist und Eindringlichkeit gegen Jedermann, ebenso ferne von blindem Zelotismus, als von liberalen Zugeständnissen und trat endlich zur Kirche über. Fortan übte er als Historienmaler die kirchliche Kunst mit warmer Liebe, griff aber auch immer gerne zu anderen romantischen Stoffen, die seiner Eigenthümlichkeit nahe lagen. Sein Lehrer Führich stimmte ihm hiebei gerne zu und die Kunstweise des ihm von Dresden her bekannten Ludwig Richter blieb dabei nicht ohne Einfluß. So entstand unter Anderem ein noch in der Familie befindliches schönes Aquarell, das in mehreren Darstellungen die Sage von Carl dem Großen und Fastrada darstellte, an die der Kaiser noch nach ihrem Tode durch den Zauber des Ringes, den sie trug, gefesselt blieb, bis Bischof Turpin ihn davon löste. Die kleinen Fresken in den kaiserlichen Appartements des neuen Opernhauses in Wien zu Weber's „Oberon" und „Preciosa" malte er mit Lust und concurrirte später auch mit einem geistvoll gedachten Entwurfe für das in Wien zu errichtende Schiller-Denkmal. Die meisten seiner Arbeiten aber sind Altarbilder, die er immer mit voller Hingebung bis in's Einzelne durchbildete. Es befinden sich solche in Warasdin, in der vom Grafen Fries neuerbauten Kirche zu Vöslau, in Weidmannsfeld bei Guttenstein, in der Kirche der Salesianerinnen in Wien, eine liebliche „Geburt Christi" in der Klosterkirche zu Döbling, ein „guter Hirt" in der Capelle des Strafhauses in Stein und erst zum Theil vollendete Fresken in der neuen Kirche zu Fünfhaus bei Wien.

Wie weit er bei der Durchbildung seiner Arbeiten zu gehen verstand, beweist unter Anderem ein im Besitze des Kunsthändlers

Placht befindliches Miniaturgemälde auf Pergament, das die Madonna in einem im Renaiſſanceſtyl gehaltenen Gemache darſtellt. Es giebt nicht leicht ein mittelalterliches Miniaturbild, das ſorgfältiger und zarter ausgeführt iſt, als dieſes. Aehnliches vermochte ſeine ſtarke Willenskraft noch in den letzten Wochen ſeines Lebens in einem Miniatur zu leiſten, das als erſtes Blatt zu einem vom Kunſthändler Puſtet in Regensburg für den Farbendruck beſtellten Cyclus aus der Geſchichte des egyptiſchen Joſeph beſtimmt war. Madjera beſaß eine nicht gewöhnliche allgemeine Bildung, die er nicht ſo ſehr in der Schule als im Leben und durch Lectüre ſich erworben hatte, wobei ihm ein treffliches Gedächtniß ſehr zu ſtatten kam.

Mit ſeinem ſcharfen Urtheil hielt er nie zurück. Die Furcht, „ſich zu blamiren", bezeichnete er mit Recht als eines der ſchlimmſten Hinderniſſe männlicher Charakterentwicklung in der Gegenwart. Er hatte dieſe, wie jede Art Menſchenfurcht überwunden, was ihm durch eine angeborne Schlagfertigkeit freilich auch leichter wurde als Anderen. Dieſe Eigenſchaften und ſein allezeit heiteres, friſches Gemüth und reines Herz befähigten ihn in hervorragender Weiſe zum Lehrer der Jugend, als welcher er an der thereſianiſchen Akademie in Wien, in den Familien des Erzherzogs Carl Salvator, des Herzogs von Coburg und anderwärts im beſten Andenken ſteht.

Im Jahre 1867 verheirathete er ſich mit der einzigen Tochter des Landesgerichtsrathes Sterz, Namens Caroline, die er ebenfalls als Lehrer kennen gelernt hatte. Aus dieſer Ehe ſtammen zwei Kinder, Wolfgang und Marie. Mit inniger Zärtlichkeit hieng er an ſeiner Familie. Leider aber ſtörten häufige Krankheiten, von denen er ſelbſt und die Kinder heimgeſucht wurden, und damit verbundene andere Sorgen den heiteren Genuß ſeines Glückes. Das Bruſtleiden, deſſen Vorhandenſein ſchon früher aus der ungewöhnlichen Hagerkeit ſeiner Geſtalt ſich ahnen ließ, trat immer deutlicher hervor. Körperliche Schonung war ihm früher unbekannt, jetzt übte er ſie ſeiner Familie wegen mit Aengſtlichkeit. Obwohl er ſich keinen Augenblick über das Fortſchreiten der Krankheit täuſchte, bewahrte er doch bis in das letzte Jahr die Heiterkeit des Gemüthes. Im verfloſſenen Herbſte 1874 drängte es ihn unwiderſtehlich, ſeinen alten Vater, der ihn vor einigen Jahren in Wien beſucht hatte (die Mutter war ſchon in ſeiner Jugend geſtorben), und ſeine Ge-

ſchwiſter nochmals aufzuſuchen, den Seinigen ſeine ſchöne Vaterſtadt zu zeigen und womöglich am Seegeſtade, wo er die erſten Jünglingsjahre verlebt, mit ihnen eine kurze Erholung zu finden. Er unternahm die durch die Obſorge über zwei kleine Kinder mühevolle Reiſe. Auf der Rückfahrt hielt er in Dresden an und ſuchte ſich einen Gaſthof in der Nähe jener erſten Herberge, wo er als Jüngling mit kühnen Hoffnungsträumen zuerſt eingekehrt war und — ſonderbar — von einem bewimpelten Schiffe herauf klang am erſten Morgen dasſelbe Lied wie damals, als ſolle eine andere Jugend mit anderen Hoffnungen wiederkehren.

In Wien angekommen, feſſelte ihn ein heftiger mit Fieber verbundener Huſten bald an's Zimmer und verließ ihn den ganzen Winter hindurch nicht mehr, rieb vielmehr ſichtlich ſeine Kräfte auf.

Bei der 75. Geburtstagsfeier ſeines geliebten Lehrers Führich konnte er nicht mehr perſönlich zugegen ſein. Er betheiligte ſich aber dadurch an derſelben, daß er die ihm von den ehemaligen Collegen übertragene künſtleriſche Ausſtattung der ſchönen Schüleradreſſe mit einer ſinnreichen Initiale ſchmückte, in der Chriſtus als Säemann dargeſtellt iſt. Zwei kleine für den Holzſchnitt vorbereitete Zeichnungen und das ſchon erwähnte Miniaturbildchen: „Der Verkauf Joſeph's", mit dem als Erfüllung dieſes Vorbildes grau in grau beigefügten „Verrathe Chriſti durch Judas" waren ſeine letzten Arbeiten. Joſeph's Weg durch Leid zur Freude und die Beziehung auf des erſtandenen Erlöſers eigenes Wort an die zagenden Jünger von Emaus: „Mußte nicht Chriſtus leiden und ſo in ſeine Herrlichkeit eingehen" — enthielt wohl Troſt für eigene Trübſal.

Im März d. J. nahm er den Unterricht im Thereſianum wieder auf und führte ihn trotz der Warnung ſeiner Angehörigen fort bis kurze Zeit vor ſeinem Ende. Der Arzt rieth zu einer baldigen Überſiedlung auf das Land und Madjera wählte eine Wohnung auf dem Reiſenberge und freute ſich der bevorſtehenden Nachbarſchaft Führich's, mit deſſen Familie er früher mehrere Sommer dort verlebt hatte.

Noch empfand er mit Erquickung den friſchen Frühlingsduft aus Wald und Wieſe. Ergebung und Ruhe war in ſein Inneres eingekehrt. Am Tage vor ſeinem Tode ſkizzirte er im Gärtchen ſitzend einen Baum. Am achten Tage, nachdem er die Stadt ver-

laſſen, den 30. Mai verſchied er, mit den Gnadenmitteln der Kirche geſtärkt, während unten im Thale die Glocken die Frohnleichnamsproceſſion verkündeten.

Als wir ihn zu Grabe geleiteten, den ſonnigen Weg hinab, den er ſo manchmal fröhlich gewandert — zwiſchen blühenden Roſenhecken unter Lerchengeſang im Anblicke des feierlich nach Sonnenaufgang ziehenden Donauſtromes, da überkam uns ein Gefühl ſchwermüthiger Freude, wie ſo harmoniſch dieſer Abſchluß zu dem ganzen Künſtlerleben ſtimme, als hätte der Todte ſelbſt dies Ende ſeiner mühe- und hoffnungsreichen Pilgerfahrt geordnet.

Auf dem Friedhofe zu Grinzing iſt ſein Grab von grünen Weingeländen umgeben, über die der ernſte Wald von den Bergen niederſchaut. Leb' wohl, Du edler Freund! und Gott der Herr

„Laß' ausruh'n Dich von Luſt und Noth
Bis daß das ew'ge Morgenroth
Den ſtillen Wald durchfunkelt." —

Der Krönungsdom zu Rheims.

Eine Reiseerinnerung.*)

Wer in unserer Kaiserstadt zu Hause ist, den hat wohl auch schon einmal sein Weg in einer neblichten, vom Monde durchleuchteten Novembernacht über den Stephansplatz geführt. Während rings die Häuser bis an's Dach von den grellen Lichtern der Straßen erhellt werden, steht der alte Dom, von all' dem Erdenlichte kaum erreicht, ernst und dunkel; nur auf dem Knauf des Giebels zwischen den Heidenthürmen glänzt ein schwacher Strahl des Mondes. Der hohe Thurm aber ragt mit seinem Gipfel hoch über das Heer der niedrig ziehenden Nebel, als sollten diese dem unheiligen Treiben unten verhüllen, wie er einsam verkehrt mit den Gestirnen des Himmels.

Dies Bild der Erinnerung an die Heimath wurde in mir wach, als ich an einem kühlen Sommerabende am offenen Fenster meines Gasthofzimmers einem anderen wundervollen Dome gegenüber saß: dem Krönungsdom zu Rheims.

Es war wohl nicht minder der Gegensatz als das Gemeinsame, was mich an den Stephansdom gemahnte: Dort wogt jetzt ein buntes Lärmen und Gewühl von Fußgängern und Wagen um den alten Domriesen, durchschimmert von Tausenden von Gasflammen. Man drängt sich um die lockenden Schaufenster, in denen unzählbare bunte Dinge im hellsten Lichte glitzern und funkeln. — Hier Todtenstille. Ein Kätzchen geht leisen Schrittes über den Platz; es fürchtet nicht, verscheucht zu werden, denn kein menschlicher Tritt widerhallt von den Pfeilern und Wänden des alten Krönungsdomes. Man hört die Abendluft in den mächtigen Linden säuseln, die an der rechten Domseite im grasbewachsenen Hofe des erzbischöflichen

*) Aus L. v. Zuhrichs Nachlaße (geschrieben im Winter 1862/63).

Palaſtes ſtehen, zwiſchen deſſen Schornſteinen der Mond aus lichten Sommerwölkchen aufſteigt.

Er beleuchtet Anfangs nur die Giebel der unvollendeten Thürme. Bald aber ſteigt er höher, und die dunkle Maſſe der Frontſeite fängt an, ſich zu entwickeln; Maßwerk, Waſſerſpeier in den abenteuerlichſten Formen von Rhinozeroſſen und Krokodilen, Statuen, hunderte von Statuen treten hervor. In langer Reihe ſtehen da die Könige, die hier gekrönt wurden; über der großen Fenſterroſe die Hirten auf dem Felde, denen der Engel die Geburt des Heilands verkündet und endlich in den Giebeln der drei Portale des Heilands Leiden, das jüngſte Gericht und die Krönung Mariä. Dies Alles, vom weichen Lichte des Mondes übergoſſen, hält ſelbſt den ermüdeten Reiſenden wie mit Zaubermacht an's Fenſter gebannt; und wie die Steingeſtalten des Domes allmälig aus der Nacht hervortreten, ſo tauchen im Gemüte des Beſchauers alle die Erinnerungen auf, die an dieſe Stätte ſich knüpfen.

Die Stadt war ſchon unter den Römern Hauptort der Provinz Belgica secunda, und es ſteht aus jener Zeit noch heute die porta Martis (porte de Mars), ein Triumphbogen mit drei Durchgängen, an dem die Wölfin mit Romulus und Remus ganz deutlich erhalten iſt. — Durch Märtyrerblut ward ſie dem Chriſtenthum gewonnen und Heilige ſaßen auf dieſem ſchon im vierten Jahrhundert errichteten Biſchofsſitze.

Da kommt die Völkerwanderung und die gräßliche Hunnenſchlacht auf den catalauniſchen Feldern. Der Erdkreis iſt in Gährung; überall blutiger Krieg, Mord und Gewaltthat. Aber in all' den Greueln läßt Gott einen Stern der Hoffnung aufgehen über dieſer Stadt: Siebenhundert Jahre ehe der nun ſtehende Dom gebaut ward, reitet ein ſiegreich vom Schlachtfelde kommender wilder Kriegerzug auf leichten Roſſen in die mit bunten Decken geſchmückte Stadt. Es ſind die Franken, 3000 an der Zahl, mit ihrem König Chlodwig an der Spitze, die die Taufe verlangen. Der wilde Chlodwig glaubt ſich beim Eintritte in die mit weißen Vorhängen geſchmückte, von Kerzenlicht und Weihrauchduft erfüllte Kirche im Himmelreich. Der heilige Remigius tauft mit ſeinen Prieſtern; und ebenſo bezeichnend für die große Bedeutung dieſes Tages als ſchön iſt die Sage, daß, als der heilige Biſchof den nunmehr chriſtlichen König ſalben will, eine Taube die Sainte Ampoule (ein

Fläschchen mit Salböl) und ein Engel eine Fahne mit drei Lilien (daher das ältere Wappen Frankreichs) vom Himmel bringen. — Es ist kein Zweifel, daß der Herr, wie er einst dem Altvater die Taube mit dem Oelzweig als Zeichen der vorübergegangenen Sündfluth sandte und einen Bund schloß mit denen, die nun ein neues Geschlecht auf Erden gründen sollten, — hier an jenem Tage, nachdem die Fluth der Völkerwanderung gesunken, den Grundstein legte zu dem tausendjährigen Riesenbau des christlich-germanischen Reiches, indem er den darin herrschenden Stamm der Franken in seine Kirche aufnahm.

Die späteren Chronisten und Geschichtsschreiber sprachen dann auch von Rheims immer wie von einer geweihten Stätte, die unter Gottes besonderem Schutze steht, der sich unter anderem auch bei den furchtbaren Einfällen der Normannen bewährte, so zur Zeit Hinkmar's, des berühmten Chronisten und Erzbischofs von Rheims (882) und i. J. 887, von dem die Annales Fuld., als die Normannen wieder vor Rheims kamen, erzählen: „Aber Gott umhüllte sowohl das außerhalb der Stadt gelegene Kloster als auch die Stadt selbst wegen der Verdienste des heiligen Remigius mit so dichtem Nebel, daß man nirgends sich zurechtfinden und nicht einmal sehen konnte, wodurch sie bestürzt und verwirrt wurden und abzogen."

Hieher nun kamen durch das ganze spätere Mittelalter die Könige von Frankreich zur Salbung und Krönung bis auf Ludwig den XVI. Die Salbung geschah mit dem heiligen Oele aus der Sainte Ampoule, welche in der Abtei-Kirche zu St. Remi verwahrt wurde.

Guido Görres beschreibt in seinem historischen Werke über die Jungfrau von Orleans die alten Krönungsfeierlichkeiten folgendermaßen:

„Am Vorabende vor seiner Krönung bestieg der König mit den Großen des Reiches ein Gerüst in der Kirche, damit die Fürsten des Reiches ihn dem versammelten Volke zeigten. Sie sprachen dabei die herkömmlichen Worte: „Sehet da Euren König, den wir, die Pairs von Frankreich, zum Könige und obersten Herren krönen. Und wo Jemand dagegen Einspruch zu erheben hat, so sind wir hier, ihm sein Recht zu gewähren. Und an dem morgigen Tage wird er geweiht werden durch die Gnade des heiligen Geistes, wo ihr dagegen keinen Einspruch zu erheben habt." Das Volk rief

dann den Freudenruf: Noël! Noël! d. h. Weihnacht! Weihnacht! — zum Zeichen, daß ihm der Tag ein großer Festtag sei."

„Am Morgen vor der Krönung begaben sich dem alten Herkommen gemäß vier Pairs zu der Abtei von St. Remigius und baten um die Ampel mit dem heiligen Krönungsöle. Nachdem sie den gewöhnlichen Eid geleistet, daß sie über dieselbe wachen wollten, nahm der Abt mit großer Ehrerbietung das heilige Gefäß und trug es, von seinen Mönchen umgeben, unter einem reichen Himmel bis zur Kirche des heiligen Dionysius, wo dem alten Brauche gemäß der Erzbischof an der Spitze seiner Geistlichkeit wartete und es aus den Händen des Abtes empfing. Er trug es dann feierlichst in die Domkirche zu unseren lieben Frauen und setzte es da auf dem Hochaltar nieder in Gegenwart der Prälaten, Fürsten, Grafen und Ritter, die den König dahin geleitet hatten."

Hierauf folgte nach Aufrufung der Pairs des Reiches und nachdem, wie die Kirche beim Krönungsritus es fordert, dem Könige seine schweren Pflichten und wie er darüber Gott einst werde Rechenschaft geben müssen, vorgehalten worden, das eidliche Gelöbniß des Königs, das er knieend vor dem Altar ablegte: die Kirche und ihre Diener zu schützen; das christliche Volk in derselben zu bewahren, es vor Ungerechtigkeit zu schützen, in allen Urtheilen Billigkeit und Barmherzigkeit zu empfehlen, damit der milde und barmherzige Gott ihm einst seine Barmherzigkeit gewähre.

Nun kam die Krönung durch zwei Pairs, worauf der König auf seinem Sitze in die Höhe gehoben wurde, um ihn dem Volke zu zeigen, und endlich die Salbung durch den Bischof. —

In diesem von der Kirche in Volk und Herrscher wachgerufenen Bewußtsein der Abhängigkeit von Gott liegt die einzig mögliche, wahre Garantie wider die gegenseitigen Uebergriffe der Herrscher wie der Beherrschten. — Und diese Lehre nennt der Liberalismus: die Wurzel der Willkürherrschaft! Eichendorff singt einmal:

„O, könnt' ich mich niederlegen
Weit in den tiefsten Wald,
Zu Häupten den guten Degen,
Der noch von den Vätern alt —

Und dürft' von allem nichts spüren
In dieser dummen Zeit,
Was sie da drunten hantieren
Von Gott verlassen, zerstreut." —

Wem es vergönnt ist, in stiller Sommernacht aus seinem Fenster dem alten Krönungsdom in's Angesicht zu schauen, der muß wohl, wie es in jenem Liede weiter heißt:

„Von fürstlichen Thaten und Werken,
Von aller Ehr' und Pracht
Und was die Seel' mag stärken
Verträumen die lange Nacht." —

Ist es doch, als hörte man drunten Rossetraben und Fanfarentöne, drein von den Thürmen die Glocken summen. Der öde Platz bevölkert sich mit drängenden Menschenmassen, festlich geschmückt in bunten Trachten. Alles starrt nach der Gasse gegenüber dem offenen Portale des Domes, aus dem Kerzenlicht herüberschimmert. Man drängt zurück. Rauhe, fremde Zinkentöne künden die Nähe des Königs, der zur Krönung kommt, vom frohen Jubelruf des Volkes begleitet. Immer glänzender wird der Zug. Es folgen Bischöfe, Fürsten und Herren, die Pairs des Reiches — endlich der König in lange Prachtgewande gehüllt. — Sie ziehen in den Dom.

Jahrzehnte gehen vorüber und Jahrhunderte, und immer neue Züge nahen, endlos, unabsehbar. Der Dom nimmt sie auf zusammt den Tausenden, welche sie anstaunten. Selbst die Häuser ringsum ändern sich, die Trachten des Volkes, die Form der Waffen, der Schmuck der Fürsten. Millionen sinken in's Grab mit ihren Königen und Fürsten, all' ihrem Stolz und ihrer Pracht und ihren Werken — und die Glocken von Rheims klingen wieder zum festlichen Krönungswerk.

Es nähert sich vom Süden her der Stadt ein Zug ganz eigener Art: Ritter und Mannen in Stahl gehüllt, Feldzeichen auf den Helmen, von der Sonne gebräunt und von Staub bedeckt spähen sie zögernd umher, denn ringsum ist das Land in Feindeshänden. Und weit voran zieht eine geharnischte Gestalt; sie allein trägt ruhig das Schwert in der Scheide; ein weißes, lilienbesäetes Banner flattert in ihrer Hand, mit dem Bilde des Heilands als Weltrichter auf dem Regenbogen thronend. — Das ist die Jungfrau von Orleans. Unverwandten Blickes schaut sie vorwärts nach den ersehnten Thürmen dieses Domes, die am Horizonte aufsteigen. Sie weiß ja, daß keine Gefahr droht und brennt vor heiligem Eifer, ihr hohes Werk zu vollenden, während der König und die Fürsten mit dem Heere immer noch mißtrauisch und unentschlossen

ihr folgen, obgleich ihr Wort ſo oft ſchon ſich bewährt hatte. Wie ſie es vorhergeſagt, ſo geſchieht es: Rheims öffnet jubelnd ſeinem König die Thore. Am folgenden Tage wird er gekrönt. —

Am Morgen vor der Krönung ſchrieb die Jungfrau, die im erzbiſchöflichen Palaſte wohnte, wo die königlichen Gemächer ſich befinden, um ihr großes Werk mit der Ausſöhnung des verderblichen alten Zwiſtes zu vollenden, folgenden höchſt merkwürdigen Mahnbrief an den abtrünnigen Herzog von Burgund, den wir G. Görres' bereits citiertem Werke entnehmen und den die Bibliothek zu Lille beſitzt:

„Dem Herzog von Burgund."

Jheſus † Maria

„Hoher und gefürchteter Fürſt, Herzog von Burgund, Euch entbietet Johanna, die Jungfrau, durch den König des Himmels, meinen rechtmäßigen, oberſten Herrn, daß der König von Frankreich und Ihr einen guten und feſten Frieden machen ſollet auf lange hin. Verzeihet Einer dem Anderen aus Grund ſeines Herzens, wie es guten Chriſten geziemet, und wenn Euer Sinn nach Krieg ſteht, wohlan ſo ziehet gegen die Sarazenen. — Fürſt von Burgund, ich gebiete Euch, ich fordere, ich bitte, ich flehe, ſo demüthig als ich nur immer etwas von Euch zu erflehen vermag, daß Ihr nicht ferner wider Frankreich, das heilige Königsland, im Streite ſtehet, heißet Euere Leute zur Stelle und unverzüglich aus den Städten und Burgen des beſagten heiligen Reiches heimkehren. Was den edlen König von Frankreich betrifft, ſo iſt er zum Frieden mit Euch bereit unbeſchadet ſeiner Ehre, ſo daß es nur einzig und allein an Euch liegt; und ich thue Euch kund durch den König des Himmels, meinen rechtmäßigen, oberſten Herrn, zu Euerem Beſten und um Euerer Ehre und Eueres Lebens willen, daß Ihr gegen die Franzoſen keine Schlacht gewinnen werdet, und daß alle, die da Krieg führen wider das benannte heilige Königreich Frankreich, Krieg führen wider den König Jeſus, den König des Himmels und der ganzen Welt, meinen rechtmäßigen und oberſten Herrn. Darum gebiete ich und flehe ich Euch an, mit gefalteten Händen, daß Ihr keine Schlacht wider uns ſchlaget und keinen Krieg wider uns führet, Ihr, Euere Dienſtleute und Unterthanen. Und ſeid deß verſichert, wie groß auch die Zahl Euerer Dienſtleute ſei, die Ihr wider uns führet, ſie werden nichts ausrichten, und es wird immer ein großer Jammer

ſein, um die groſse Schlacht und das Blut, das von denen vergoſſen wird, die wider uns ausziehen. Drei Wochen ſind es, ſeit ich Euch ein Schreiben geſandt und gute Botſchaft durch meinen Herolden, damit Ihr bei des Königs heiliger Salbung zugegen wäret, die heute Sonntag den ſiebenzehnten Tag des Monats Julius, in der Stadt zu Rheims vor ſich gehet, ich habe aber keine Antwort darauf erhalten und auch keine Kunde von dem beſagten Herolden vernommen.

Ich empfehle Euch Gott, möge er über Euch wachen, wenn es ihm gefällt, und bitte Gott, er wolle uns guten Frieden verleihen. — Geſchrieben in dem beſagten Orte Rheims an dem ſiebenzehnten Tage des Julius." (1429.)

Die Jungfrau wohnte bekanntlich der Krönungsfeier, ihr Banner in der Hand haltend, bei. Auch ihre Angehörigen waren dabei zugegen und über der Thüre des Hôtel de la Maison Rouge iſt folgende Inſchrift zu leſen: „L'an 1429, au sacre de Charles VII., dans cette hôtellerie, alors nommé l'Ane Rouge, le père et la mère de Jeanne d'Arc ont été logés et defrayés par le conseil de la ville." —

Und wieder gehen Jahrhunderte vorüber, nachdem das arme Hirtenmädchen ſeinen König zur Krönung geführt, da tönt von Paris herüber ein gräßlicher Beilſchlag und eines Königs Haupt fällt unter dem Geſchrei der Menge: Vive la république! — Auch die Straßen von Rheims füllen ſich mit jenen wüthenden Pöbelmaſſen, die die Revolution überall hervorbringt: die „heilige Ampel" wird zertrümmert, das heilige Oel verſchüttet.

Man hat den König der Könige, der von dieſen Rechenſchaft fordern wird, verworfen, mithin auch das Königthum von Gottes Gnaden. — Das Volk iſt Gott! Man fordert Garantieen gegen die Willkür der Herrſcher und ſinkt in die Knechtſchaft des Pöbels und die Gewaltherrſchaft von Tyrannen; eine Herrſchaft wohl nicht mehr von Gottes Gnaden aber von Gottes ſtrafender Gerechtigkeit ausgehend. Man möchte die Seligkeit des Himmels gewaltthätig zur Erde herniederziehen; anſtatt deſſen aber wird letztere zur Hölle. Denn ſeit der Menſch im Beginne der Zeit, Gott trotzend, ihm gleich werden wollte, iſt die Erde durch Gottes Urtheil ein Thal der Thränen. Zum Paradieſe wird ſie nie, und am wenigſten hat die Verletzung des vierten Gebotes „Wohlergehen auf Erden" eingetragen.

Die Herrlichkeit von Rheims iſt vorüber. Noch zeigt die grande rue, welche den Dom mit der am äußerſten Ende der Stadt gelegenen Abtei St. Remi verbindet, von dem einſtigen bedeutungsvollen Zuſammenhange, in dem beide Kirchen zu einander ſtanden; aber die Häuſer zu beiden Seiten ſind klein und ſchmutzig und beherbergen eine arme herabgekommene Fabriksbevölkerung. Iſt es einerſeits wohlthuend, wohl kaum eine Spur von Luxus hier zu finden, ſo beweiſen andererſeits die rechts und links ſtehenden Trödelbuden, in denen Schmuckſachen von Meſſing und Stahl, Kämme und Bürſtchen, kleine Spiegel und dergleichen feilgeboten werden, daß es hiezu nicht an gutem Willen wohl aber an den nöthigen Geldmitteln gebricht.

Uebrigens hat Rheims auch ſeinen eleganten Theil und die place royale mit ihren modernen, ſogenannten ſchönen Häuſern, in deren Mitte ſich das Standbild Ludwigs XV. erhebt, mag wohl manchem der in Champagner machenden Herren, die hier wohnen, als ein Erſatz für die verlorene geſchichtliche Bedeutung der Stadt erſcheinen.

Champagner iſt überhaupt die Parole, der Rheims jetzt huldigt. Das wußte eine engliſche Familie in unſerem Gaſthof auch zu würdigen, denn bis nach Mitternacht tönte im unteren Stockwerke das Gläſerklingen, das dem ſchäumenden Getränke galt. Endlich verſtummte es. — Es lag wieder die alte Grabesruhe über dem Platze. — „Wie einſam liegt doch die Stadt, die ſonſt voll Volkes war. — — Ihre Straßen trauern, denn Niemand iſt, der zum Feſte kommt.“

Gedichte.

Drei fahrende Schüler.

(1863.)

Drei fahrende Schüler zogen
In's Steierland hinein.
Sie sangen und sie sogen
Manch' kühlen Tropfen Wein.

Der Erst' war ein bedächt'ger,
Ein biederer Kumpan.
Der Zweit' ein blonder, schmächt'ger,
Liedreicher Wandersmann.

Der Dritte hatt' vom Neste
Die Schwingen kaum gedehnt,
Hatt' nach dem Wanderfeste
Gar lang sich schon gesehnt.

Das war ein frisches Wandern.
Der Erst' im Takt voran,
Drein sangen laut die andern,
Die Vöglein auch im Tann.

So ging's durch Feld und Wiesen,
Durch Wald und Felsenkluft.
Früh eh' die Sonn' wollt' sprießen
Aus blauem Morgenduft.

So ging's auf steilen Höhen
Bei Nacht und Mondenschein.
Tief unten der Wälder Wehen,
Manch' Lichtlein blickte drein.

Die Wand'rung ist zu Ende,
Die Schüler stehn im Brod.
Der Eine heilt behende
Von mancher Leibesnoth;

Im Andern wollet ehren
Den Künstler treu und frei.
Der Dritte soll sich nähren
Von Tintenkleckserei.

Der Erst' beim Hochzeitsschmause
Drückt heut' des Liebchens Hand,*)
Der Zweite zog nach Hause,
Fern an der Nordsee Strand.

Der Dritte wandert helle
Die alte, liebe Straß',
Bei unser'er Frau zu Zelle
Da hält er einsam Rast.

Thät dort der Freunde denken,
Singt ihnen dies Liedchen zu —
Der Wind mag's weiter lenken
Und seine Bitt' dazu:

„Gott woll' die Schwingen lupfen
Dem Flügelrößlein schwer,
Nicht ihm die Federn rupfen
Zum Bad im schwarzen Meer."

Pilgers Gesang.

(Sept. 1863.)

Gar einer hohen Frauen
Hab' ich mein' Dienst geweiht.
So ich Ihr Antlitz schaue
Zu sterben bin bereit.

Oft jauchz' ich auf in Freuden,
Da spricht Sie selig mild:
„Solch Freud' als ich empfunden,
Kein Mensch mehr hat gefühlt."

Und klag' ich ihr mein Trübsal,
Sie lächelt ernst mich an:
„So tiefen Schmerz wie meinen
Kein Herz nicht fassen kann."

Kennt ihr die mächt'ge Frauen?
Man trug Sie längst zu Grab.
Nun streut Sie Segensfülle
Vom Himmel uns herab.

*) Das Lied war ein Gruß zu Dr. Bauer's Vermählungstag.

Sie hat viel tausend Häuser
Auf Loden weit und breit.
Wo Ihrem Knecht Sie Ruhe
Und Labung hält bereit.

Drum will zu Ihr ich gehen.
Ihr Banner hoch voran.
Daß vor ihm weich' der Teufel
Wie einst der Muselmann.

Mein' Schuld will all' ich legen
In Ihre Hand so rein.
Daß Sie bei Ihrem Sohne
Mein Fürsprach' möge sein.

Lang ist die Nacht ohn' Sterne.
Der Sturm in Wolken wühlt.
Vor uns der Jungfrau Banner
Aus schwarzen Wipfeln schwillt.

Durch zieh'nde Morgennebel
Die Glocken tönen hell:
Maria! süße Fraue
Hab' Dank! Wir sind zur Stell.

An Friedrich Rückert

als Entgegnung auf seine „Kampflieder für Schleswig-Holstein."
(Winter 1864.)

Wie lauscht' ich, als die lang verstummten Saiten,
Bei deren Klang einst Aug' und Herz entflammte,
Zu neuem Liederschwung ich hört' bereiten
Vom Sänger, dem nur Hohes stets entflammte.

Nicht sollte mir der greisen Stimme Zittern,
Der matt're Flug auf der entwohnten Fährte
Des Wiederfindens hohe Lust verbittern
Doch Eines warf zerschmettert sie zur Erde.

Daß er, der sonst den steilen Pfad nicht scheute,
Den Wen'ge zu der Weisheit Gipfel klimmen,
Sich jetzt dem trüben Sinn der Menge weihte,
Mißleitet, der als Leitstern sollte glimmen.

Kampflieder für des Vaterlandes Ehre!
Wem schwellte solcher Klang nicht hoch die Adern?
Dein Streitlied aber ward Philisterheere,
Ein Zwergvolk in vielschwatzenden Geschwadern.

Den Haß des Nachbarstamms willst du uns lehren
O! laß ihn ruh'n, Gott hieß ihn uns begraben.
Mit and'rem Haß muß Deutschland sich bewehren,
Will es der Zukunft Tage für sich haben.

Nie kannt' es ihn, und grade darum führten
Die Söhne unseres Stamms die Kaiserkrone,
Des Reiches heil'ges Schwert, das kühn sie rührten
Jedwedem Pflichtbruch zum verdienten Lohne.

Dies Schwert halt fest mein Volk, das edle Gatten
Des Treubruchs gegen Gott und Fürst und Vater.
Rings um dich fahlt die Treue du erblassen,
Werd' ihr ein Zufluchtsort und ein Berather.

Dann pflanz' getrost dir all' die frischen Triebe
Aus Süd und Nord in deinen duft'gen Garten
In Mitten Gottesfurcht und Treu und Liebe —
Du wirst in ihnen auch der Freiheit warten.

Und laß' die schwatzen, die an schiefem Thale
Und langer Flatterbinde sich ergötzen,
Mit Wein sich letzen, wie mit Feindesblute,
Philister, jung und alt, die Säbel wetzen.

Sieh' doch, dein alter Aar, der vielgeschmähte,
Er hob zu Einem Schlage nur die Schwingen,
Trotz schon dem winz'gen Trotz die Weinesröthe
Und des wortreichen Athems Fluß verginge.

„Auf Österreich!"

(Juni 1866.)

Schwach war das Gute immer auf der Erde,
Und zaghaft, schüchtern Alle, die ihm dienen,
Mit schlaffem Blick nur schauen sie nach Oben
Und lassen Waff' um Waffe sich entwinden
Still seufzend, daß das Gute weicht dem Bösen.
Doch der im Schwachen seine Kraft will zeigen,
Der stellt sie gnädig mitten in's Gewoge
Des Kampfes, stählt die matten Glieder
Und der Verzagte wird der Seinen Retter.
So wird der sein, der endlich schlägt zu Trümmern
Den jämmerlichen Thron des Wohlbehagens,
Vor dem die Geister hündisch sich verbeugen,
Nach dem im Schweiß des Angesichts sie jagen,
Dem Ehr' und Treu' und Leben hin sie schlachten!
O, daß du doch vom langen Schlaf erwachtest
Mein Österreich! nicht mehr versteinern wolltest,
Das tiefste Mark in deinen Riesengliedern
Verachtend lebensvolle That des Geistes.
Nimm zur gerechten Sühne hin die Trangsal,
Doch traue fest, nicht auf die eig'nen Kräfte,
Auf den, der Allmacht ist und treu den Seinen!
Laß' nie ein Wort der Lüge dir erpressen!
Du bist ein Ritter von uraltem Adel,

Vielleicht der einz'ge noch vom edlen Stamme
Und eine That iſt dir zu thun behalten.
Das größ're die Jahrtauſende nicht kennen
Die hohe That der alten Chriſten-Kaiſer:
In Mitten einer Welt von Lügengeiſtern
Den Himmelsgeiſt der Wahrheit zu verfechten.
O faſſe doch den mächtigen Gedanken,
Er ſei dein Hort im wilden Schlachtgetümmel,
Und ſchwing' dein Schwert in heil'gem Zorne ringend
Für Tugend, Ehr' und Recht und edle Sitte,
Für alles Schöne, das die Erde herbergt,
Für alles Heil'ge, das ihr liebend nahte!
Der höchſte Sieg, er kann dir nicht entgehen.
Und ſchlügen ſie dir noch ſo tiefe Wunden,
Und praßten ſie in deinem eig'nen Hauſe,
Und riſſen ſie dir Glied um Glied vom Leibe:
Wie wärſt du noch beneidenswerth in Jammer!
Die Meute ſelbſt, die höhnend dich umklaffte,
Sie müßte neiden dir das herrlich Eine,
Das mehr als Leben, mehr als Ruhm und Ehre
Die Treu' der Wahrheit, bis zum Tod gehalten!
Und glaubſt du denn, die könne untergehen.
O nimmer, nimmer! Lägſt du ſelbſt im Sarge,
So käm' die Zeit doch, die die Eichenkrone,
Den Lorbeer auf die kalte Stirn' dir drückte,
Dich ſiegreich auferweckend aus dem Grabe
Und dankbar preiſend, weil's dein Schwert geweſen,
Das einen Spalt hieb durch die finſtern Wolken,
Durch den der nachtumhüllte Stern der Wahrheit
In ew'gem Glanze neu die Welt begrüßte.
Wie wärſt du noch beneidenswerth im Tode!

Miramare.

(Januar 1858.)

Miramare, ſtolze Meerfee,
Die am öden Seegeſtade
Schimmernd aufſteigt aus den Wogen,
Ihrer Werbung Ziel und Grenzſtein;

Miramar, du edle Feſte
Trägſt des Fürſtengeiſtes Züge,
Der ſich kühn ſein hochgethürmtes
Haus gebaut in Meeresbrandung.

Der vom Erker und den ſchatt'gen
Lauben deines Gartens ſinnend
Oft hinausſchweift' in die Ferne
Stiller See um dich ergoſſen.

Wach rief dann aus der Erinn'rung
Fernen Südens Zauberländer,
Hohe Thaten ſeiner Ahnherrn
Auf verſunk'nen Malen dämmernd.

Und erglüht vor all' dem Leben
All' der Pracht vergang'ner Zeiten
Jene flücht'gen Bilder bannte
In des Wort's lebend'ge Schranke.

Nicht genügt's ihm. Wohlklang ſucht' er
In den mißgeſtimmten Saiten
Unſ'rer Tage, ſchmerzlich ringend
Mit ſich ſelbſt und mit dem Leben.

Da wies plötzlich über'm weiten
Weltmeer eine tück'ſche Hand ein
Kühnes Werk ihm, zu gewaltig
Für die Kraft ſelbſt eines Rieſen.

Wer vermag's, in greiſen Gliedern
Blühend Leben zu entfachen,
Wer dem Chaos einzuſenken
Der Geſtaltung ſüße Triebkraft?

Dennoch wagt er's. Gold'nen Stirnreif
Um die Schläfe zog hinaus er,
Wilde Brandung einzudämmen,
Fahre wohl, du kühner Schiffer!

* * *

Monde gehen hin und Jahre,
Öde ſtehn die prächt'gen Hallen,
Und die Brunnen draußen weinen
Ungehört im ſtillen Garten.

Und es ruht in weiter Runde
Stumm das Weltmeer, ſternumfangen,
Aus den Waſſern ragt ein mächtig
Schiff empor zum nächt'gen Himmel.

Schwarz die Segel, ſchwarz die Wimpel,
Ernſt in Waffen geht die Mannſchaft,
Und des Meeres Leuchten ſpiegelt
Blankes Erz ab der Geſchütze.

Kühner Seeheld iſt ſein Führer
Und — ein and'res Miramare
Trägt es, ach, die morſchen Reſte
Eines Heldenfürſten heimwärts.

Und es weichen ſcheu die Schiffe
Fernher grüßend, wie vor'm Laufe
Jenes ſagenhaften Seglers,
Der die Anker birgt in Wolken.

Ja, es iſt ein Meereswunder,
Ja, es ankert in den Wolken
Hoch der Geiſt, den keine Woge
Jrd'ſchen Looſes beugen konnte.

Wie ein Traumbild ſchwindet's wieder
In die Nacht. — Bald ruht's im Hafen
Und im Grabe ruht die Hülle
Bald des jüngſten Habsburghelden.

Miramar, noch einmal grüße
Deinen Herrn, dann hülle tiefer
Dich in deines Gartens Schleier
Träume von dem edlen Todten.

Sonett.

Preiſt ihr den Lenz, das Kind der Erd' und Sonne,
Wie könntet ihr den Winter dann mißachten,
Den treuen Pfleger, ohne den verſchmachten
Die Erde müßt' und alle Lenzeswonne.

Was er dem Lenz das ward der Jungfrau Sohne
Ein Greis, der Blüthe von Weihnachten,
Sie wuchs — er ſchied und ſel'ge Engel brachten
Ihn aus des Sohnes Arm zum Vaterthrone.

O du, des Geiſtermorgens erſter Zeuge,
Du Winterbild in ew'gem Frühlingsſtrahle,
Zur grabesſiechen Erd' herab dich beuge.

Schirm' ihr den Lebenshort zum zweitenmale
Vor Leidenſchafts und trägen Schlafs Vereiſt'rung
Den Gottesfunken heiliger Begeiſt'rung.

Ballade.

I.

In Abendgluthen ſinkt das Thal,
Die Donau rauſchet und ſauſet,
Burgzinnen ſchauen vom Felſen kahl
Von dunklen Wipfeln umbrauſet.

Und bergwärts reit' ein hoher Held.
Horch! wie aus grünen Klüften
Sein Sang erſchallt, ſein Hifthorn gellt.
Es klirrt das Schwert an der Hüften.

„Bleib' ſtill du Schwert an meiner Seit',
Das ſind nicht Schlachtgeſänge,
Mir iſt vor weicher Sehnſucht heut',
Als ob das Herz mir ſpränge."

„Willkommen endlich Heimathland,
Du Donau mir zu Füßen,
Mein Weib, mein Kind, mir kaum bekannt,
Laßt mich euch fröhlich grüßen!"

Wie Freundes Hand die Tanne winkt,
Und aus den Buchenzweigen
Der Amſel Abendlied erklingt,
Die Blumen rings ſich neigen.

Und nun die letzten Stämme ſtehn:
Er gibt dem Roß die Sporen,
Der Mantel fliegt, die Mähnen weh'n,
Er naht des Schloſſes Thoren.

II.

Wohl ſtarrt der Helo zum Himmel kühn
Und kühner noch die Mauern.
Den Reiter aber am Waldesſaum
Erfaßt ein eiſig Schauern.

Was ſoll das ſchwarze Banner dort
Auf hohem Thurm bedeuten? —
Ein Wölkchen Rauch iſt's, der hier haust,
Den Gaſt dir anzudeuten.

Da ragt kein Firſt, kein Fenſter ſtrahlt
Des Abends Gluthen wieder.
Ein Rabe fliegt vom Erker auf,
Krächzend, mit ſchwerem Gefieder.

Brandflecken aus den Bogen hoch
Wie ſchwarze Schleier hangen.
Das iſt der Tod, der deine Burg
Als bräutlich Lieb umfangen.

Er hat ihr geſchenkt ein ſchwarz Gewand,
Drin ſoll ſie trauern und weinen.
Er hat ſie geküßt auf die Augen klar,
Die wollen nun nimmer ſcheinen.

„Ein ſchwarz Gewand wohl trug mein Weib,
Als aus des Kloſters Stille
Ich ſie geraubt mit frevlem Arm
In ſpäter Abendkühle."

Mit Augen Schwerterblitzen gleich
Sein zitterndes Streitroß hetzt er,
Hoch über den Graben brückenlos
Im Flug in den Burghof ſetzt er.

Hoch flammt das Schwert in ſeiner Fauſt,
Sein Rufen ſchaurig dröhnet:
„Wer iſt's, der mir mein Glück zerſtört?" —
Horch! — was da leiſe ſtöhnet!

Zum letztenmal hebt ſich empor
Ein todeswunder Alter;
Bekannter Laut drang an ſein Ohr,
Mit brechender Stimme lallt' er:

„O Herre, nun kommſt du zu ſpät!
Begraben tief unter Trümmern,
Beim Buhlen liegt dein treulos Weib,
Ließ ſich dein Säumen nicht kümmern."

„Dein Kind, den jungen Heldenaar,
Den hat von der Burg ſie verſtoßen.
In ſchwarzer Nacht, in grauſer Nacht
Kehrt' er mit wilden Genoſſen."

„Sein Werk iſt, was mit Entſetzen du ſchauſt,
Er trug in die Burg die Flammen.
Er hielt ſie bewacht wohl um und um,
Bis daß ſie brach zuſammen."

Verröchelt iſt der letzte Laut.
Zu Roß der kühne Degen
Senkt tief ſein Schwert und tief ſein Haupt,
Sprachlos und ohne Regen.

Die Sonne ſchon zur Rüſte ging,
Und Nacht will niederthauen.
Er hebt ſein bleiches Angeſicht —
Ein Sternlein ſteht im Blauen.

III.

Von der Bergeshöhe ein Reiter trabt
Durch nächtliche Waldesbogen:
Hoch ſteht der Mond, es rauſchen im Thal
Des Donauſtrudels Wogen.

Die Nachtvioleu duften ſo ſüß,
Glühwürmchen zieh'n hin und wieder,
Die Luft in den Wipfeln, die Waſſer im Thal
Die ſingen Schlummerlieder.

Und Wind ſchläft ein am Waldeshang,
Die Waſſer immer rauſchen:
Sie blitzen ſo hell durch der Stämme Nacht,
Du muſt hinunter lauſchen.

Auf dem Stein in der Fluth der Waſſermann ſitzt,
Er ſchlägt die Harf' in der Kühle.
Die Töne laden gar wunderſam
Zur Ruh' auf feuchtem Pfühle:

„Und liegt in Trümmern deine Burg,
Und hat das Glück dir gelogen,
Tauch' nieder in die kriſtall'ne Fluth,
Du findeſt Ruh' in den Wogen."

Der Ritter ſchlägt ein Kreuz vor ſich —
In Funken ſtieben die Wogen. —
Verſchwunden iſt der Waſſermann.
Der Held vorbei gezogen.

IV.

Gar einſam iſt's im Donauthal.
Nicht laden aus grünen Zweigen
Die bunten Flaggen mehr zum Mahl
Bei Kerzenſchein und Reigen.
Die Rüde ſchweigt, es ſchweigt das Horn,
Kein Jäger ruht am Waldesborn,
Rings lagert Grabesſchweigen.

Und bei des Herbſtes Dämmerſchein
Rückt Blatt um Blatt im Walde,
Und im Gemäuer Stein um Stein.
Der Winter ſtreuet balde
Den weißen Schlummerſamen aus;
Zum Schlaf legt ſich des Strom's Gebraus
In des ſchneeigten Mantels Falte.

Doch auch der Frühling kam in's Land
Mit gold'nen Strahlenhaaren.
Er lagert ſich am Erlenrand,
Wo todt die Bäche ſtarren.
Er ſchmilzt das Eis, er fegt den Schnee,
Führt ſiegreich wieder nach der Höh'
Der Waldeskinder Schaaren.

Und um die Mauertrümmer ſchleicht
Der rothe Fuchs ſich ſachte,
Bis einen Spalt er hat erreicht
Zum kühlen Kellerſchachte;
Im Hof das Reh ein Lager ſucht,
Wo vor dem Wolf es auf der Flucht
Geborgen übernachte.

Der Falk vom Zinnenkranz ſich ſchwingt,
In dunkelgrünen Spangen,
Die um den Thurm der Epheu ſchlingt,
Der Tauben Neſter hangen;
Und wieder, wie vor alter Zeit,
Siehſt ob dem Felſenhaupt du weit
Die Waldeskronen prangen.

Gar tiefe Wildniß rings umher.
Kein Wand'rer steigt zu Berge.
Dem von der Burg die düst're Mähr'
Erzählt am Strom der Zwerge.
Und fährt der Sturmwind durch den Forst
Dann dröhnt's im alten Felsenhorst,
Wie Hammerschlag der Zwerge.

Und Sommer glüht und Winter schweigt,
Und Frühlings Sang und Blühen
Wohl zwanzigmal vom Thale steigt.
Die Jahre spurlos fliehen.
Wie wenn in Sommermittags Pracht
Breitschattig durch die Lande sacht
Die mächt'gen Wolken ziehen.

Nur nach des letzten Winters Schnee
Als neuer Waldgeselle
Ein ernster Klausner stieg zur Höh',
Erbaut' am Fels die Zelle;
Und Abends und in stiller Nacht
Und früh zur letzten Sternenwacht
Sein Glöcklein tönet helle.

V.

Durch Olivenhain und Lorbeer
Hoch auf schroffer Hügelkette
Weißen Haupthaar's trabt ein Reiter
Ferne von bewohnter Stätte.

Mahnt die Sonne auch zur Einkehr
Senkend weit in's Meer die Schatten,
Aufrecht sitzt er auf dem Rosse,
Und sein Roß trabt ohn' Ermatten.

Senkt den Speer wohl mancher Ritter
Grüßend im Vorüberreiten,
Und ein junger, schwarz gelockter
Sprengt heran, ihn zu geleiten:

„Herr, ich wüßt' dir gute Herberg',
Wirst wohl bess're nicht erfragen,
Sieh im Ost umspült vom Meere
Barcelona's Thürme ragen."

„„Dank dir, lieber Waffenbruder!
Meine Herberg' liegt gar ferne;
Muß nach scheuem Nachtgevögel
Jagen bei dem Licht der Sterne.““

„Hat ein kecker Mohrenritter
Wohl dein rosig Kind entführet,
Nimm mich zu der Fahrt Begleiter;
Rache dem, der sie berühret.“

„„Nicht wird dich die Fahrt gelüsten,
Ist's mein Kind gleich, was ich suche.
'S ist der Mörder seiner Mutter,
Fortgescheucht von schwerem Fluche.““

Jener lenkt entsetzt nach Osten,
Bald der Hufschlag ist verklungen;
Nach der Bergschlucht trabt der And're,
Beide hat die Nacht verschlungen.

VI.

Auf ödem Meere dämmert das Nordlicht
Eisberge treiben und wallende Nebel;
Ein Fahrzeug ankert in einsamer Felsbucht,
Drauf wüste Gesellen um flackernde Feuer.

Beim Mahl von Fischen kreiset das Methhorn,
Und sie erzählen sich kühne Fahrten.
Da füllt der Eine das Horn zum Rande:
„Die Odinsminne laßt jetzt uns trinken.“

„Als ich fuhr durchs Fiord her allein im Nachen,
Da rief's vom Strande mich an bei Namen,
Dem Namen, den einst ich trug in der Heimath,
Und als ich aufschaut', da rief es wieder:“

„„Ein Flüchtling bist du aus deutschen Landen,
Und kennst meine Zeichen auf Helm und Schild du,
So bring' ich Kunde dir, gute Kunde
Vom Strand der Donau, dem waldumrauschten.““

„Da blitzt' von der Klippe und spiegelt im Meere
Eines fremden Reiters helles Gewaffen.
Als Helmzier trug er den Kopf des Raben
Den schwarzen Raben auf blankem Schild auch.“

„Ich hemmt' das Ruder und rief hinüber:
Wohl kenn' ich aus fernen Kindertagen,
Da noch am Rhein ich den Nachen führte,
Den Laut der Sprache, die du geredet:"

„Doch solch' Gewaffen erschaut' ich nimmer.
Sind's Odins Vögel doch, die du führest.
Da war er verschwunden im dichten Nebel!
Laßt Odinsminne uns jetzo trinken."

VII.

So hatt' er manche Fahrt vollbracht
In langen, langen Jahren;
Wie sorglich er auch stets gewacht,
Nie Kunde noch erfahren
Von seinem Sohn; und doch auf's Neu'
Zog stets er aus, um fest und treu
'Nen heil'gen Schwur zu wahren.

Nicht sucht' er Städt' und Burgen auf,
Nicht sich'rer Straßen Fährte;
Durch Wald und Haide geht der Lauf,
Und wo ein Fluß ihm wehrte,
Da schwimmt er durch; — und, wo sich dicht
Des Waldes grün Gezweig verflicht,
Haut Bahn er mit dem Schwerte.

Frühmorgens, wenn im Sonnenschein
Die Sterne all' versanken,
Da lagert er auf hartem Stein,
Und wenn die Lichter schwanken,
Die Jäger müd vom Waidwerk ziehn,
Seh'n sie an der Kapell' ihn knien,
Für gute Ruh' zu danken.

Am Kohlenmeiler hält er Rast
Bei kalten Winterstürmen;
Ist in der Schlucht des Windes Gast,
Wenn sich Gewitter thürmen;
Er theilt das Lager mit dem Wild,
Und auf der Haide muß sein Schild
Vor Sonnenbrand ihn schirmen.

Er pocht am öden Haidehaus
Und an der Waldesmühle,
Den irren Wand'rer forscht er aus

Verſpätet in der Kühle;
Und vor der düſtern Felſenſchlucht,
Umhangen von des Epheu's Wucht,
Da hält er lauſchend ſtille.

Wenn Nachts der Horizont ſich roth
Von Feuersgluth erhellet,
Das geht durch's Mark ihm, wie der Tod,
Das Herz es doch ihm ſchwellet;
Es drängt auf ihn, wie ſchwere Laſt,
Und treibt ihn doch mit Sehnſuchts Haſt
Dahin, wo Angſtruf gellet.

Wohl ſenkt in manchen düſtern Blick
Er ſeines Auges Glühen,
Aus keinem flammt ein Strahl zurück,
Der lohnt das heiße Mühen.
Wohl fand er manchen wüſten Schwarm,
Doch nirgends Ruhe ſeinem Harm,
Muß immer fürbaß ziehen.

Und raſtlos, raſtlos geht es fort
Durch Stepp' und Schlucht und Auen:
„Herr Gott, zeig' mir den rechten Ort,
Laß mich mein Kind noch ſchauen."
Schon glänzt das Haar ihm ſilberweiß,
Schon beugt das ſtolze Haupt ſich leis,
Doch nimmer ſein Vertrauen.

Er ſchweift im Nord, er ſchweift im Süd,
Schon wanken ſeine Glieder,
Der Sommer geht, die Rebe glüht,
Kalt weht der Abend nieder;
Vom Thale ſteigt der blaue Rauch,
Da weht ihn an des Todes Hauch
Mit nächtlichem Gefieder.

Und wandermüd lenkt er zu Thal,
Wo in des Waldes Mitte
Am Abhang, ſchwarz geraucht und kahl,
Liegt eine Köhlerhütte.
Der Köhlerbube ſitzt davor,
Als naht' ein Geiſt — fährt er empor —
Und jener hemmt die Tritte:

„Zeig' Knabe mir die Pfade an
Zu eines Münſters Schwelle,
Wo ich zum Tod mich rüſten kann

In friedlicher Kapelle."
„„Hier liegt kein Münſter nah und fern
Doch zeig' die Richtung ich Euch gern,
Zu unſere Klauſnere Zelle.““

Und wie bei ſtillem Leichenzug,
Als ging's zu Todtengrüften,
Der Knab' voran die Fackel trug
In nächtlich ſtummen Lüften,
Und aufrecht, hoch zu Roſſe dann
Folgt ihm der todesmüde Mann
Entlang den Felſenſchlüften.

Wie einſt in ſeinem Todesſchlaf,
Vom Ampelſchein umglühet,
Den großen Karl man ſitzend traf,
So ſitzt er, hell umſprühet
Vom rothen Schein, das Auge nur
Zeigt flammend noch des Lebens Spur,
Das ſeine Züge fliehet.

Und als ſie kamen auf die Höh',
Der Mond war aufgegangen,
Und weiße Nebel, wie ein See,
Sich um die Berge ſchlangen;
Da hält der Knabe an und lauſcht:
Hat nur der Wald ſo aufgerauſcht,
'S war, als ob Glocken klangen.

Das iſt kein Trug! Zur Mette ruft
Einſiedlers nächtlich Läuten,
Leis zitternd durch die klare Luft
Die Töne troſtreich gleiten.
„Hab Dank nun, lieber Knabe mein,
Jetzt find' den Weg ich wohl allein,
Dem Ruf will nach ich reiten."

VIII.

Wieder einſam geht's zu Thale
Durch die nächt'ge Waldeshalle,
Weihrauch gleich die Nebel weh'n:
Schwarze Tannen ſteh'n in Träumen,
In der Tiefe dunklen Räumen
Mächt'ge Waſſer brauſend geh'n.

Und es miſchen ſich die Klänge,
Wunderbare Nachtgeſänge!
Menſchenſtimmen werden laut:
Silber blinkt auf breiter Welle,
Und zerſtreute Feuer helle
Glüh'n, ſoweit das Auge ſchaut.

Und wie nun die Stämme weichen,
Breitet ſich im zauberreichen
Mondlicht eines Stromes Lauf.
Zahllos an den Ufern ragen
Bunte Schiffe, Zelte, Wagen!
Blanke Waffen ſteh'n zu Hauf;

Roſſe wiehern, Schilde blinken,
Drauf die mächt'gen Kreuze winken;
Schwebend in des Nachtwinds Hauch
Aufgepflanzte Banner wallen.
An den Feuern Lieder ſchallen
Nach franzöſ'ſchem Sangesbrauch.

Iſt dies wohl der Strand der Rhone?
Gilt es die burgund'ſche Krone,
Die der Nachbarfürſt bedroht?
Sprach ja doch in deutſcher Zunge
Erſt der blonde Köhlerjunge,
Der zum Führer ſich entbot.

Langſam zieht der Greis die Straße
Mitten durch der Zelte Gaſſe,
Und die Wache ſenkt den Speer.
Viele die am Feuer liegen
Murmeln: „Seht, dem Grab entſtiegen,
Zeigt ſich Karl dem Frankenheer.“

Liegt am Ufer eine Hütte;
Dort in fremder Reiſ'gen Mitte
Er 'nen alten Fährmann fand:
„Sag', wo ſteht des Klausners Zelle?“
„Herr, auf moos'ger Felſenſchwelle
An des Stromes jenſeit'gem Strand.““

„Führ' mich über!“ — Nach dem Kahne
Eilt der Kerge. — „Welcher Fahne
Folgen die im Lager dort?“
„Das ſind lothring'ſche Schaaren,
Die zum heil'gen Lande fahren;““
Und ſchon rudert raſch er fort.

„„Seht im Strom den Felſen ragen. —
Dort in Biſchof Bruno's Tagen,
Als er fuhr zum Ungarland,
Schaut' der Waſſermann zu Thale,
Kündet' ihm mit Harfenſchalle
Nahen Tod an und verſchwand.““

„Dann ſind dies der Donau Wogen
Und dort von den Felſenbogen
Ragte einſt ein ſtattlich Schloß!“
„„Wohl, dort ſtehen noch die Trümmer,
Wo Einſiedels Lampenſchimmer
Blinkt aus dunklem Waldesſchoos.““

Schweigend ſtreckt der Greis die Arme
Nach dem Schein und eine warme
Thräne blinkt im weißen Bart:
„Führ' nach Hauſe, Herr, die Seele,
Wie den Leib du führſt zur Stelle,
Wo die Gruft der Väter harrt.“

IX.

In Felſen tieft ſich eine Grotte
Gar ſchattenkühl und reich bemooſt,
Drin einſtens ihrer Treu zum Spotte
Die Burgfrau mit dem Buhlen koſt'.

Nun ſchließt ſie Moos und Schilfgeflechte,
Ein Glockenthürmchen dran ſich ſchmiegt,
Und drinnen manche lange Nächte
Einſiedler im Gebete liegt.

Noch iſt es Nacht, doch leer die Zelle,
Nur durch der Thüre engen Spalt
Vor'm Crucifix der Ampel Helle
Schaut nach dem ſchlafestrunknen Wald.

Da raſchelt's, dürre Zweige knacken:
Der greiſe Reiter iſt am Ziel.
Er ſteigt vom Roß, ſtreicht ihm den Nacken.
Nun mag es traben, wo es will.

Er tritt an die geweihte Schwelle,
Er neigt vor dem Altar ſich tief,
Er faßt den Glockenſtrang, und helle
Die Glocke nach dem Klausner rief.

Drauf um den Fels herum er ſchreitet,
Wo bunte Waldesblumen weh'n,
Von Farrn und Schlingkraut überbreitet
Die Trümmer der Kapelle ſtehn.

Dort mäht er mit dem blanken Schwerte
Die Blüthen und die Gräſer ab:
„Thu' auf dich, wohlbekannte Erde,
Nimm mich in deinen Schoos hinab.“

Und wie nun Schutt und Erde ſchwinden
Da liegt ein blanker Marmorſtein
Er hebt ihn aus den feuchten Gründen:
„Seid mir gegrüßt, Urahnen mein.“

Mit beiden Händen an dem Bügel
Faßt er die treue Klinge jetzt,
Stößt tief ſie in den Erdenhügel:
So hat er ſich ein Kreuz geſetzt.

Und nun er kniet in brünſt'gem Beten:
„Sei deinem Knechte gnädig, Herr,
Barmherzig in den letzten Nöthen
Und denke meiner Schuld nicht mehr.“

„Und den ich ſuchte ſtets vergebens,
Der einſt aus deinem Arm ſich riß,
Führ' ihn am Ende doch des Lebens
Dem Schächer gleich in's Paradies.“

Horch! wie die ſchwanken Gräſer wogen,
Wie Tritte am Geſtein es hallt.
Nun ſteht im halbverſunk'nen Bogen
Des Klausners hagere Geſtalt.

Und lange ſeh'n ſich an die Beiden;
Der Klausner ſpricht: „„Was ſucht Ihr hier
Im Trümmerhauf', den alle meiden?““
„Zu Trümmern geht mein Leben ſchier.“

„Was Alle meiden, ſuch' ich lange,
Und find's doch nicht bis in den Tod;
Drum helft mir auf dem letzten Gange,
Reicht mir das heil'ge Gnadenbrot.“

Sie lagern ſich an dem Gelände;
Manch' ernſt Wort der Ritter ſpricht.
Was birgt der Klausner in die Hände
Sein thränenfeuchtes Angeſicht?

Er eilt zur Zelle, kehret wieder:
Und wie er reicht das Sacrament,
Da wanken ſeine ſehn'gen Glieder,
Sein dunkles Auge leuchtend brennt.

Indeſſen jener ſtill verſunken
In heil'ger Andacht ſchweigend liegt,
Steht er von Fern, wie wonnetrunken. —
Nun er dem Greis zu Füßen fliegt.

Und „Vater" ſchreit er. — Schon umſchlungen
Halten ſich beide, Bruſt an Bruſt,
In ſtummer Zwieſprach hat durchdrungen
Die Seelen beider Himmelsluſt. —

Des Greiſes Arme ſanft ſich löſen,
Er ſchließt die müden Augen zu —
Im Arm des Sohns iſt er geneſen
Von langem Schmerz zu ew'ger Ruh'.

Der Morgen ſteigt. Von Hörnerklängen
Erwacht das Thal; das Heer bricht auf
Mit tauſendſtimm'gen Kriegsgeſängen,
Durchbrauſt vom wilden Stromeslauf:

„Zum heil'gen Land wir fahren All',
Dem Morgenlicht entgegen,
Zu Fuß, zu Roß, auf der Wogen Schwall,
Trotz Wetterſturm und Regen."

„Dort ſteht ein Grab, ein dunkler Schacht,
Daraus die Sonn' entſtiegen:
Aus der wilden Schlacht, aus der Gräber Nacht,
Herr Chriſt, hilf uns zum Siegen!"

Jos. Roth'sche Verlagshandlung in Stuttgart.

Ein Talport.

Eggert, Eduard, Der Bauernjörg. Ein Sang aus Oberschwaben. III, 205 S., eleg. brosch. M. 3.50, in Salonband M. 4.80.

„Der Bauernjörg von Eduard Eggert wird, wir zweifeln nicht daran, seinen Weg durch Deutschland finden, und als dritter im Bunde mit Ardwig' „Amaranth" und Webers „Dreizehnlinden" überall genannt werden." (Dichterstimmen der Gegenwart.)

„. . . Jede Zeile verrät dichterischen Geist und künstlerische Arbeit. Originelle Auffassung, gewählte Bilder, männlich edle Sprache, feine Charakteristik, kraftvolle Knappheit zeichnen das Werk vom Anfang bis zum Ende aus." (Köln. Volkszeitung.)

Grupp, Dr. Gg., Bibliothekar, **Kulturgeschichte des Mittelalters.** I. Band. 23 Bogen in 8° mit 28 Illustr. Preis M. 6.20.

Der Verfasser, welcher vor drei Jahren durch Herausgabe von „System und Geschichte der Kultur" (J. Schöningh in Paderborn) sich einen hochgeachteten Namen in Gelehrtenkreisen erworben hat, bietet hiermit den I. Band eines neuen Werkes von epochemachender Bedeutung. Während das erste Werk seiner Natur nach stärkere Anforderungen an die Denkkraft der Leser stellt, soll das vorliegende Buch den Zwecken eines größeren Kreises von Gebildeten dienen, einmal durch Aufnahme nur desjenigen, was sitten- und kulturgeschichtlich interessant ist und sodann durch möglichste Vermeidung eines gelehrten Ballastes. Trotz alledem erleidet die Wissenschaftlichkeit keinen Eintrag. Die Diction ist von bewundernswerter Meisterschaft, die Ausstattung eine durchaus gediegene.

Piscalar, A. M., S. J., Erinnerungen an Augustin Link, Priester der Gesellschaft Jesu, für des Verstorbenen Freunde und Schüler gesammelt. 322 S. in 8°, brosch. M. 3.50, eleg. geb. M. 4.—.

„Es ist nicht die Gestalt eines Mannes, der etwa im öffentlichen sozialen Leben irgend eine hervorragende Rolle gespielt hat, die uns der Verfasser vor Augen führt, sondern das Kämpfen und Siegen einer Seele, die Gott immer und überall und doch wieder am besten in einer Berufssphäre diente, die ebenso erhaben in ihren Anforderungen, als in ihren Zielen ist, das ist in der Gesellschaft Jesu. Zehn Jahre Weltpriester, dreißig Jahre Ordenspriester ist in zwei Worten der Inhalt des mit großer Pietät geschriebenen Buches. Obwohl zunächst für des Verstorbenen Freunde und Schüler bestimmt, bietet es des objektiv Interessanten genug und erfüllt besonders auch den Zweck, das Wesen einer Mariencongregation und der Marienverehrung überhaupt in das rechte Licht zu stellen, in ganz vorzüglicher Weise. (Univers.-Catholica).

Pitra, Kardinal, **Leben des ehrwürdigen Dieners Gottes Franz Maria Paul Libermann.** Nach der 4. Auflage des französischen Originals gefertigte deutsche Ausgabe von J. Müller, Priester der Diözöse Rottenburg. 31 Bog. in 8°. Brosch. M. 3.—.

„Der Verfasser war in den letzten Lebensjahren Libermanns dessen Hausgenosse im Seminar vom hl. Geist zu Paris, und Zeuge seiner letzten Augenblicke. Mit meisterhafter Feder schildert er seine innerliche Entwicklung und äußerlichen Lebensschicksale und führt uns in die verborgenen Tiefen seines wunderbaren Seelenlebens; er zeigt uns den Mann der Vorsehung zur Bekehrung der unglücklichen Nachkommen Chams. In dem Maße, wie Libermann der Verwirklichung dieser Aufgabe näher tritt durch Stiftung seiner Congregation, schreitet er selbst voran in persönlicher Heiligung zu einer solchen Stufe der Heiligung, daß er im Rufe der Heiligkeit starb und sein Selig- und Heiligsprechungsprozeß nun begonnen hat. Das Buch tritt über den Rahmen einer bloßen Biographie hinaus, indem es interessante Streiflichter auf religiöse und politische Zustände unserer Zeit wirft. Möge das Werk die verdiente Verbreitung unter dem Welt- und Ordensclerus finden. Ausstattung und Preis lassen nichts zu wünschen übrig." (Priester-Conferenzbl.)

93. 723